

Akademischer
Skiclub

Freiburg im Breisgau



1903—1928



Akademischer
Skiclub

Freiburg im Breisgau

1903–1928

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Zum Geleit. Von Fritz Sieveking	5
Einst und heut. Von Dr. Henry Hoek	7
Vom Fjord zum Fjeld. Von Prof. Dr. Robert Liefmann .	11
Erlebnisse auf der deutschen arktischen Hilfsexpedition für Schröder-Stranz. Von Dr. Bernhard Villinger	20
Eine Schlittentour auf dem Nordostland Spitzbergens. Von Dr. Gerhard Graetz	44
Besteigung des Vignemale. Von Dr. Charles Haren	49
Kibo. Von Prof. Dr. Fritz Klute	53
Bergbesteigungen in den Molukken. Von Dr. Odo Tauern † .	61
Meine erste Operation. Von Dr. Kurt Müller	69
Der Ski auf meinen Reisen. Von Dr. Ludwig Kohl	71
Rückblicke. Von Prof. Dr. C. J. Gauß	80



Zum Geleit!

Von Fritz Sieveking.

Natur verlangt viel vom Menschen, der sie sucht; vom einzelnen, ihren Sinn zu verstehen, von einer Gemeinschaft, daß einer durch den andern den Weg findet zu ihr. Wohin führt dieser Weg, was ist der Gewinn, der bitter nötige?: Wiederauffindung des eigentlichen Menschen, der sein Selbst lebt, anstatt lediglich Abbild seiner Gesellschaftsklasse zu sein, seiner Partei, seines Berufs, all der Schablonen, in die das Leben den heutigen Menschen hineinzwängt!

Unsere Gemeinschaft will nicht nur Sport in der Natur treiben — das tun tausend andere auch —, sie will ein wenig von jener Aufgabe erfüllen: Menschen zu bilden. Dies ist das Innen, der Sport nur das Außen. Schwerlich kann der Menge dieses Innen offenbar werden, noch läßt es sich durch Ordnung, Form, Satzung verwirklichen. Es bleibt einem kleinen Kreise von Eingeweihten, Wissenden vorbehalten, hierfür zu wirken und — seltsam — auch hier nicht mit lauten Worten, sondern im stillen.

Wir fahren Ski im Schwarzwald, besteigen Berge, beschicken Rennen. Zu letzterem treibt uns das Geltungsbedürfnis. Streiten wir nicht, ob in der Tat ein solches besteht, oder ob wir Geltung genug vor uns selbst besitzen? Als Bekundung nach außen ist Sport notwendiger Sinn unseres Zusammenseins. Aber dies ist nur die eine Seite. Es geht um mehr. Unser Schauplatz sind die Berge, zumal die Berge im Winter: große, ganz große Natur. Dort erlebt, wer sich völlig aufschließt, die Verwandlung des Zeitmenschen in den Eigenmenschen. Im stillen, vielen unbewußt und nur wenige wissen darum. Wir sind ein esoterischer Kreis und darin liegt das Geheimnis. Weil es unsagbar ist, vermag kein Programm es zu verkünden. Nie wird es erörtert, aber wir ahnen und fühlen es als Urgrund und Triebfeder, als Kriterium unserer persönlichen Geschlossenheit. Ein Fremder, ein Neuling wird verwundert fragen nach der Organisation und genauen Unterordnung unter bestimmte Regeln, die eine solche Geschlossenheit bedingen. Er wird kaum dergleichen vorfinden. Wohl hat die

völlige Unabhängigkeit des einzelnen scheinbar große Gefahren. Der eine steigt auf diesen Berg, den andern zieht seine Neigung auf einen andern Gipfel hinauf, ein Dritter bleibt ganz weg. Übertragen wir dies auf unser ganzes Tun und Lassen, so erscheint mehr Auseinander als Zueinander. Diese Richtung ist aber gerade kennzeichnend für uns und ihre Gefahr nur scheinbar. Denn unser Zusammenhalt ruht auf einer andern Grundlage als feste äußere Bindung. Doch täuschen wir uns nicht: immer nur ein kleiner Kreis hält auf Grund dieser rein inneren Bindung zueinander. Wer nie hierin eingedrungen, gehört in Wahrheit nicht zu uns. Ich nenne es ein Glück, denn letzthin entsteht so die denkbar höchste Form der Gemeinschaft, nämlich aufgebaut auf einer Idee, einem Geheimnis, welches bei allem Tun bestimmend ist. Hinter dem nüchternen Besprechen einer Bergfahrt, der Aufstiegsrouten, neuer Möglichkeiten, aller technischen Einzelheiten, verbirgt sich doch nur das so glückliche Gefühl, wieder neues Leben zu gewinnen. Wenn ich hinauf auf unsere Hütte steige, oder wenn ich vom Tannefriedhof komme und sie plötzlich drunten auftaucht, dann kann es geschehen, daß innerlich alles auseinanderprengt und am Abend sind dann die wildesten Lieder und Jodler gerade gut genug. Wer ähnliches nie empfunden hat, der bleibe weg von uns. Der wird auch in den Alpen nie mehr finden als Kulissen, sich selbst zu zeigen. Aber wir brauchen die Berge, denn wir haben die Bergnatur gesucht, um uns von ihrer Größe für immer ergreifen zu lassen. Die Übungswiesen und Heerstraßen fassen auch unendlich viele; doch die steilen und steilsten Hänge bleiben nur dem in die Kunst des Skifahrens Eingeweihten überlassen, die Berge, abseits der Allerweltsplätze, nur denen, die um die Natur wissen. Ihnen ist das Glück ein Unerhörtes und der Gewinn eine tiefgehende Erneuerung. Auf einer Belchenfahrt, am Kaunergrat, auf jedem einsamen Hochgipfel, wir alle haben es an uns selbst gespürt und unverlierbar mitgenommen. Was brauchen wir also viel äußere Bande! Dieses unausgesprochene geheimnisvolle Gefühl bindet untrennbar. —



Einst und heut.

Von Henry Hoek.

Im Februar dieses Jahres habe ich eine Skifahrt wiederholt, die ich vor nunmehr fünfundzwanzig Wintern als erster von Lenzerheide aus gemacht habe. Ein Zufall wollte, daß ich meine kurzen Aufzeichnungen von damals mit mir hatte. Ich las sie durch, bevor wir morgens aufbrachen, und die Erinnerung an jenen längst vergangenen Tag kam mir wieder mit vielerlei Einzelheiten. Es war hübsch und lehrreich, sich den Unterschied zwischen dem Damals und dem Heut einmal klarzumachen.

Keine Frage: „Wir haben es herrlich weit gebracht.“ Wir machen jetzt im Winter die wildesten Sachen in den unwahrscheinlichsten Zeiten. Besonders die jüngeren Skifahrer sind sich bewußt — und sprechen es auch gelegentlich aus! —, daß sie Mordskerle sind. Im Lichte vergleichender Erinnerung kommt es einem aber manchmal so vor, als ob freilich „wir“ es weit gebracht haben, als ob wohl der Skilauf und die winterliche Bergsteigerei sich über alles Erwarten hinaus entwickelt hätten — aber man fragt sich doch auch nachdenklich, ob dies nicht nur etwas rein Äußerliches sei, ob nicht die persönliche Leistung — und die ist es, die wertvoll ist und die auch subjektiv die meiste Freude macht —, man fragt sich, ob nicht diese Leistung in den Jahren des werdenden Ski-Bergsteigens zum mindesten den heutigen Erfolgen ebenbürtig, wenn nicht gar beachtenswerter gewesen sei.

Diesen Gedanken will ich ausführen an Hand der Erzählung von der Tour, die ich diesen Winter nach so langer Zeit wieder gemacht. Ihr — an sich ganz gleichgültiges — Ziel ist der Gipfel „Punkt 2713“ östlich des Lenzerhornes, im Kamme, der hinüberzieht von genanntem Gipfel zum Arosa Rothorn.

Wie war es damals?

Der Schnee in dem großen Kessel zwischen Lenzerhorn, Piz Naira, Arosa Rothorn und Parpaner Rothorn war noch nie von einem Ski gefurcht worden. Ein einziges Mal hatte ich von den Berghängen im Westen der Lenzerheide einen

Blick in dieses Gebiet gehabt. Und was ich da geschaut, zusammen mit dem eingehenden Studium der Karte, hatte zur Ansicht geführt, daß man im Hintergrund dieses großen Bergrundes vielleicht den einen oder andern Gipfel bis ziemlich weit hinauf mit Skiern „machen“ könnte, wenn — ja wenn es möglich wäre, in den großen Kessel hineinzukommen. Wohl zog der weiße Strich eines Alpweges vielversprechend durch die unteren Hänge des Lenzerhornes, durch Wald und Fels; aber er führte recht steil aufwärts, und wenn man einen Einheimischen befragte, so schüttelte er den Kopf über die Verwegenheit, dort im Winter hinauf zu wollen. Jeder einzelne sprach von der Möglichkeit des Absturzes auf vereisten Platten und von der großen Lawinengefahr. . . .

Wir beschlossen dennoch, den Versuch zu unternehmen. Und an einem prachtvollen, durchaus wettersicheren Januar-morgen zogen wir los, früh um 5 Uhr, bei mäßiger Kälte. Denn, nicht wahr, bei „Hochtouren“ muß man auf alles gefaßt sein und kann nicht leicht zu frühe aufbrechen. Wir hatten schwer zu schleppen. Im lederbesetzten Rucksack, wie er um jene Zeit üblich war, hatten wir reichlich Ersatzkleidung, Reparaturzeug, recht tüchtig Proviant, Kochgeschirr, Spiritus, Steigeisen und Seil. Und der Himmel nur weiß, was wir sonst noch mit uns führten. Jedenfalls wogen unsere Säcke im Durchschnitt mehr als 25 Pfund. Wir selbst aber staken in rauhaariger Bergkleidung. Kurze Hosen spannten sich über die Knie. Und dicke Filzgamaschen gingen weit das Bein hinauf, die freie Bewegung hinderten sie recht unerfreulich. Doppelstöcke waren noch ein ungeträumter Traum der Zukunft; dafür besaßen wir lange „Skipickel“ mit winzigen Holzstellerchen, die mittels Klammern angeschraubt waren. Über dem dicken Hemd trugen wir Wolljacken, darüber Ärmelwesten und darüber den flanellgefütterten Rock — so war es Mode. Auf dem Kopf aber thronte eine helmartige schwere Wollmütze mit Augenschutz, Ohrenschutz und Nackenklappe, man konnte sie über das Gesicht ziehen, so daß nur Schlitz für Mund und Augen blieben. Heute sieht man ja noch gelegentlich derartige Gebilde. Was wir an den Händen hatten, das weiß ich nicht mehr — aber schwer, dick und störend ist es auf alle Fälle gewesen. Unsere Eschenskier waren vorne ganz spitz, hatten eine reifartige Aufbiegung und waren ein bißchen windschief. Das waren um jene Zeit eigentlich alle Skier. Um solche kleine Schönheitsfehler kümmerte man sich wenig. Ihre Lauffläche war nie mit einem andern Fett als Paraffin in Berührung gekommen. Und auch dies war nur sehr selten geschehen. Wir liefen

infolgedessen auf dem blanken Holz, das sich aufraute und dessen Poren sich bei nassem Schnee gleich voll Wasser sogen. Die ungeheuerlichen Stollen von Schnee, die sich ansetzten, nahm man eben als eine Notwendigkeit des Skilaufs trauernd mit in Kauf. Irgendeine Art von Metallbacken besaßen wir aber schon. Ich glaube es war die kupferne Schuster Hoek-Bindung, deren Fersenriemen sich aber nicht genügend spannen ließen, weil die „Hebelstrammer“ noch nicht bekannt waren. Wohl unnötig zu sagen, daß wir keine Felle hatten.

Von der Lenzerheide bis zur Alp Lenz am Eingang in den großen Kessel von Sanaspans sind es etwa 500 Meter Steigung. Zuerst geht es durch einen steilen und dichten Wald, dann kommt besagter „gefährlicher“ Alpweg. Im lockeren Pulverschnee in dem unübersichtlichen Waldgelände verloren wir viel Zeit mit Suchen nach dem besten Durchschlupf. Um den Alpweg zu erreichen brauchten wir gute 1½ Stunden. Heutigen Tages mache ich das regelmäßig mit Fellen in etwas mehr als 30 Minuten. Dann aber kam der steile und ziemlich schmale Weg! Es war unmöglich, Zick-Zacks anzulegen, ein gerades Bergaufgehen, auch im Treppenschritt, war ausgeschlossen. Abwechselnderweise trugen wir die Skier, tief versinkend, oder quälten uns auch mal wieder eine Viertelstunde mit den Brettern ab. Bis zur Alp benötigten wir weitere 2½ Stunden, ebenfalls für eine Strecke, die ich heutigen Tages in 40 Minuten mache. Natürlich gingen wir mit äußerster Vorsicht und mit großen Abständen. Freilich, heute kenne ich den Untergrund, weiß, daß eine Lawinengefahr nach menschlichem Ermessen ausgeschlossen ist.

Ich will nicht weiter Einzelheiten bringen, erwähne nur noch, daß wir hinter der Alp einen tiefen Graben falsch anpackten und dabei viel Zeit verloren. Es war 1 Uhr, als wir, nach siebenstündigem Schuftun, endlich die 1200 Meter Steigung überwunden hatten und auf dem Gipfel standen. Wir waren recht müde und durchaus nicht in bester Verfassung für die große und teilweise nicht leichte Abfahrt. Aber viel schlimmer noch war es, daß inzwischen auf den Südhängen der Schnee oberflächlich von der Sonne angeschmolzen war. Unsere fettlosen Laufschiene setzten Eis an, das auf keine Weise zu entfernen war. So stolperten wir dann zunächst einmal eine halbe Stunde bergab. Dann kamen wir in den Schatten des Lenzerhornes, setzten uns hin und schabten die Hölzer schlecht und recht mit einem Messer ab und freuten uns dessen, was nun kommen sollte. Unsere Fahrkunst war aber dem ein wenig verblasenen Schnee und der Steilheit des Geländes nicht gewachsen. Auch alles „Bremsen“ mit dem

Skipickel nützte wenig. Alle Augenblicke lagen wir im kalten Schnee. Wir wurden naß und froren erbärmlich. Wir verausgabten ein Ungeheueres an körperlicher Anstrengung und Wärmeabgabe. Über die „Abfahrt“ den engen Alpweg hinunter will ich lieber den Schleier des Längstvergangenen liegen lassen.

Es war gegen fünf Uhr, als wir gänzlich „erledigt“, aber bestaunt, beglückwünscht und glücklich das Dorf endlich erreichten. . . .

Heute nun?

Das Wetter war mäßig, aber nicht eigentlich schlecht. Um 9 Uhr beim Frühstück schlug ich vor, schnell auf den Punkt 2713 zu steigen. Als Abschied für unsern Freund, der um 2 Uhr abreisen wollte. Die Klebfelle hatten wir — wie täglich — schon am Abend vorher aufgezogen. Um 1/2 10 Uhr zogen wir los . . . in leichter, aber winddichter Kleidung, barhäuptig. In den Taschen der Windjacke steckte eine Reparaturklammer, eine halbe Tafel Schokolade, ein Paar leichter und wasserdichter Fäustlinge und ein seidener Kopfschlauch, in der Brusttasche die Schachtel mit Zigaretten und ein starkes Messer im Hosensack — das war unsere ganze Ausrüstung. Ein Langriemen diente als Gürtel. Taktmäßig arbeiten die Doppelstöcke im Rhythmus des führenden. Eine Spur — ich legte sie zwei Tage zuvor — zieht ebenmäßig und schmal durch den dichten Wald. Den Alpweg gehen wir mit kleinen Schritten, von den breiten Streifen der Felle gehalten, spielend hinauf. Ohne eine einzige Pause steigen wir bis zum Gipfel. Noch nicht drei Stunden sind dazu nötig. . . . Kurz nach 12 Uhr stehen wir oben, reißen die Felle von den Hölzern und stürzen uns in sausender Fahrt in den Kessel. Bogen an Bogen, ein Tanz und ein einziger Flug, geht es hinab. Um 1 Uhr ruft der Gong zum Essen. Wir wollen pünktlich sein . . . wir sind pünktlich. . . .

Niemand bestaunt uns, niemand beglückwünscht uns. Wir sind weder besonders müde noch besonders glücklich.

O, wir haben es herrlich weit gebracht! Wir leisten Fabelhaftes und haben es leicht, lange Wintertourenlisten aufzustellen! Wir leisten Fabelhaftes! Tun wir das? Gewiß, gemessen an der objektiven Leistung vor einem Menschenalter leisten wir viel, viel mehr . . . gemessen an der subjektiven Leistung von damals leisten wir viel, viel weniger.

Nur eine unwahrscheinlich rasche Entwicklung hat sich vollzogen. Viele haben daran mitgearbeitet. Ihre Arbeit ist die Grundlage, auf der wir heute stehen und höher langen.

Dies wollen wir nie vergessen.

Sonst ergeht es uns wie den Korybanten des Pan. Als der große Gott starb, da merkten sie es nicht. Immer noch glaubten sie des Gottes voll und dionysisch trunken zu sein . . . und derweil stampften sie nur mit plumpen Füßen die geduldige Erde . . . und wurden lächerlich und zum Gespött.

Vom Fjord zum Fjeld.

Skifahrten in Skandinavien von Robert Liefmann.

Da in den Schilderungen unserer Clubkameraden Skandinavien, die Heimat des Skilaufs, nicht behandelt ist, möchte ich hier die Schilderung einer Winterreise bringen, die ich 1906 dorthin gemacht und seinerzeit niedergeschrieben habe.

Im März 1906 folgte ich einer Aufforderung Dr. Hoeks, mich einer Reise des Skiclub of Great-Britain nach Jämtland im nördlichen Schweden anzuschließen. Da die berühmten Holmenkollenrennen in Christiania am 11. und 12. März stattfanden, beschloß ich, zuerst dorthin zu fahren. Nach langer Reise von ca. 49 Stunden traf ich am 7. März in Christiania ein und verbrachte ein paar schöne Tage mit Skilaufen und „Kjelken“ in der Umgebung. Mit einigen Mitgliedern des englischen Clubs wohnte ich den Rennen bei. Mehr als die Sprünge, die wir auf dem Feldberg von der norwegischen Elite schon besser gesehen hatten, interessierte mich der Geländelauf, das „Slalom“. Das Wort und die Sache waren damals bei uns noch völlig unbekannt. Wir hatten noch das sog. Stilsfahren, und bei der deutschen Meisterschaft auf dem Feldberg im selben Jahre konnte man noch mit einem guten Telemarschswung einen Preis gewinnen! In einem Aufsatz im „Ski“, dem Organ des mitteleuropäischen Skiverbandes, 1. Jahrg., Nr. 16: Das Slalomfahren, befürwortete ich einen solchen Geländelauf, wie er dann auch überall zur Einführung gelangte. Meine Eindrücke vom Holmenkollenrennen habe ich in einem Aufsatz des „Winter“, 1. Jahrg., Nr. 3 vom 6. Dezember 1906, geschildert und will hier darauf und auf den folgenden Aufenthalt in Stockholm nicht eingehen.

Eine Bahnfahrt von 22 Stunden brachte uns von da an unsern Bestimmungsort Storlien, 599 m, den höchsten Punkt der von Stockholm nach Drontheim führenden Bahn. Der Zug fährt durch endlose Wälder an zahlreichen Seen vorbei, die, unter der winterlichen Decke begraben, die Landschaft nicht wie im Sommer beleben, sondern noch eintöniger

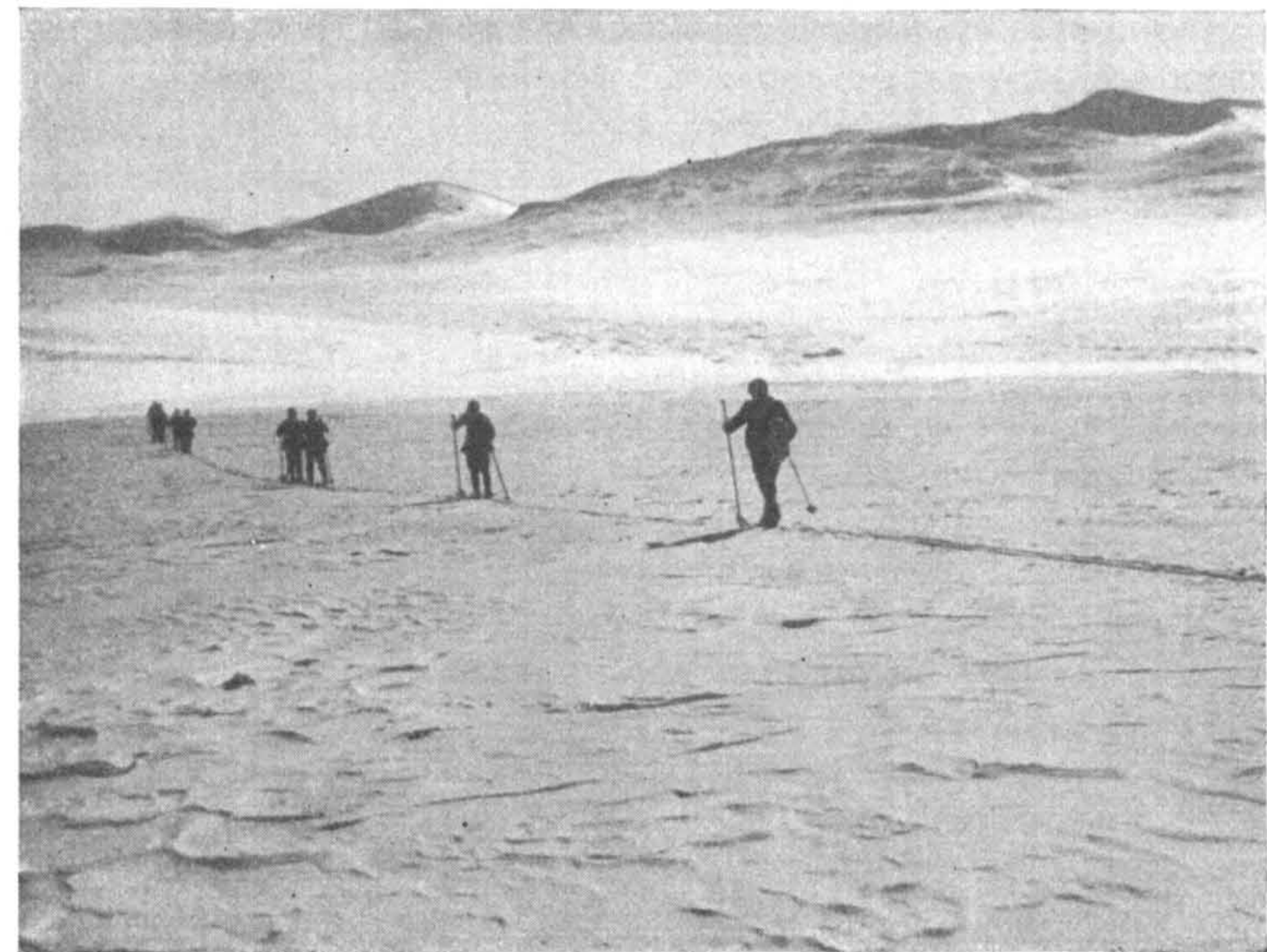
erscheinen lassen. Sie werden aber im Winter ebenso wie im Sommer für den Verkehr benutzt, fast überall sah ich mit Stangen und Zweigen abgesteckte Schlittenpfade über sie hinwegführen. Noch am Abend unserer Ankunft in Storlien machten wir einen kurzen Ausflug auf den Sturdalshoiden, 839 m, am nächsten Tage einen größeren über diesen Berg nach der ersten norwegischen Eisenbahnstation Tovmodalen. Hier trat uns der eigenartige Charakter der Landschaft besonders deutlich entgegen. Fjelds, schwedisch Fjällets, sind die Hochplateaus, die über die sie umgebenden Täler hinausragen, und zwar werden vor allem die über die Baumgrenze sich erhebenden Hochebenen so bezeichnet. Diese Hochflächen sind aber nicht völlig eben, sondern von vielen langgezogenen Hügeln bedeckt, und über diese erheben sich, unregelmäßig über das Land gestreut, einige größere Gebirgsgruppen noch 500—1000 m höher. Die niedrigeren und geschützteren Gelände sind meist mit dichtem Wald bedeckt. Über 600 m findet man nur noch einzelne windzerzauste Kiefern und knorrige Birken.

Die Birke ist der charakteristische Baum dieser Landschaft. Sie findet sich hier aber nicht wie bei uns und im südlichen Schweden als schlanker, graziöser Baum, mit langen, dünnen, schon im leichten Winde schwankenden Ästen, sondern es sind knorrige, bizarr geformte Stämme. Und doch trägt auch hier ihr feines Geäst einen Hauch von Zartheit, ich möchte fast sagen Eleganz, in die sonst so einfachen Linien dieser Landschaft, die dann noch durch ihre zarten Farben verstärkt wird.

Die höheren Berge, die über die Hochebenen hinausragen, wirken gewaltig durch das fleckenlose Weiß ihrer Formen, die nur von blauen Schatten durchzogen sind. Sie erscheinen weit höher, als sie in Wirklichkeit sind, weil sie sich ohne zu unterscheidende Grenzen von der weiten weißen Landschaft aus aufbauen. Es fehlt an einem Maßstab zur Bestimmung der Größenverhältnisse, und wie man in den Alpen die Entfernung einer Bergspitze leicht zu unterschätzen pflegt, weil man nicht den ganzen Weg bis zu ihr zu überblicken vermag, so überschätzt man hier, wo alles offen, aber ununterscheidbar vor einem liegt, die Dimensionen. Am großartigsten wirken in den einfachen Linien dieser Landschaft diejenigen Berge, die, ebenfalls in der einfachsten Form, wie eine mächtige runde Kuppel oder ein gewaltiges Trapez aus dem endlosen weißen Horizont in den blauen Himmel hineinschneiden.

In der Nähe von Storlien befindet sich einer der schönsten Wasserfälle Schwedens, der im Sommer die Hauptsehenswürdigkeit der Gegend bildet, der 26 m hohe Bruds-

löjan, „Brautschleierfall“. Er war aber so eingeschneit, daß wir ihn mit Skiern hinunterfahren konnten. Am 19. März versuchten es Dr. Hoek und ich auf Skurdalshoiden mit dem Schneeschuhsegeln, aber ohne besonderen Erfolg. Am folgenden Tage fuhr unsere Partie bei 27° Kälte mit der Bahn nach Enafors zur Besteigung des Snasahögarna, 1462 m, des höchsten Berges in dieser Gegend. Schon zu Beginn des Aufstieges stürzte einer der Teilnehmer an einem vereisten Hang ab und mußte nach Trondjem gebracht werden. Ich machte allein die Überschreitung des Gipfels von Norden nach



Unterwegs.

Süden, die mit einer herrlichen Abfahrt von fast 1000 m Höhendifferenz nach Enkroken, 557 m, verbunden war, von wo ich in zwei Stunden nach Storlien zurückkehrte.

Am folgenden Tag brach ein Teil der Gesellschaft nach der Sylstugan-Touristhütte auf, die 937 m hoch im Sylarnegebirge (Sylfjeld) am Fuße des Storsylen („große Nadel“), 1762 m, gelegen ist. Südöstlich davon befindet sich das Helagsfjeld, der höchste Punkt von Jämtland, 1797 m (nicht 2027 m, wie damals noch auf allen Karten zu lesen war). Wir legten die 35 km von Storlien unter Führung eines Lappen, die bei dem unsichtigen Wetter in dem sehr unübersichtlichen Gelände sehr nötig war, in acht Stunden

zurück. Wegen dichten Nebels mußte die beabsichtigte Besteigung des Storsylen aufgegeben werden. Auf anderem Wege über Enadalsheid und das Blahamarfjället, 1034 m, kehrten wir in 7½ Stunden nach Storlien zurück.

Erwähnenswert ist noch eine Fahrt am übernächsten Tage über den Glukken auf dem Grenzkamm mit schöner Abfahrt auf der norwegischen Seite. Dann folgte allerdings ein fünf Stunden langer Marsch durch ausgedehnte Waldpartien, wo wir einem Elch und einem Auerhahn begegneten, bis wir die norwegische Station Meraker erreichten, von der uns der Zug abends nach Storlien zurückbrachte. —

Wir verließen jetzt unser Standquartier Storlien und zogen am Morgen des 25. März bei 14° Kälte, aber herrlichem windstillen Wetter nördlich, immer in der Nähe der Grenze, über das weite Käringfjället, 792 m, dann in langer Abfahrt zum Jagdhaus Rensjösäteren am Rensjön (Renn-tiersee), 607 m, dann wieder aufwärts auf das Middagsfjället, einer der ausgedehntesten Hochebenen dieser Gegend, über 100 qkm groß (s. Bild). Die Durchwanderung dieser endlosen weißen Fläche war einer der eindrucksvollsten Momente meiner Reise. Die Erde erschien wie eine mächtige weiße Scheibe, und über den Rand ragten ringsum in weiter Ferne die flimmernden Häupter vielgestaltiger Berge hervor, je nach dem Stande der Sonne in makellosem Weiß glänzend oder von blauen Schatten durchzogen. Diese ganze weite Fläche wurde durchschnitten von einer in der Ferne sich verlierenden Skispur, auf der unsere kleine Schar weit zerstreut, die letzten wie kleine Punkte erscheinend, dahinzog. Der Anblick erweckte in mir ein Gefühl der Unendlichkeit, wie man es nur auf offenem Meere oder etwa beim Wandern im Nebel empfindet. Alles scheint ins Ungeheure vergrößert, ein mit einer Schneehaube umkleideter Felsblock auf der Hochfläche selbst ist aus der Entfernung von den meilenweit entfernten Gipfeln, die den Rand überragen, nicht zu unterscheiden. Stundenlang glaubt man wandern zu müssen, um das Ende der Hochfläche zu erreichen und in die Täler hinabzusteigen, und doch dauerte es höchstens eine Stunde, bis wir am Rand des Plateaus standen und auf das weite Waldgebiet im Norden und die weißen Seen hinunterblickten.

Eine lange Abfahrt, ein Halt in einem windgeschützten, von einer Wächte umsäumten Loche, und wir setzten unsern Weg fort. Eine neue Hochfläche gilt es zu ersteigen, und hinter derselben ragt ein blendend weißer, regelmäßig geformter Kegelberg hervor und verlockte mich, vom eigentlichen Weg links abzubiegen und eine Höhe (Hallsjöröset, 833 m) zu ersteigen, von welcher sich der wunderbar harmonische Aufbau jenes Berges überblicken ließ. Ich habe kaum jemals

einen ebenmäßiger geformten und durch die Einfachheit seiner Linien eindrucksvolleren Gipfel gesehen als diesen, der im blendenden Weiß, den Fuß von Wächten wie von Guirlanden umgeben, sich vom blauen Himmel abhob. Es ist der Stor-Kjölahaugen (Stor = groß), 1231 m, in Norwegen. Auch Hoek in seinem Aufsatz: „Zehn Winter auf Skiern in den Bergen“, Ztschr. D.-Ö. A.-V. 1909, meint, daß außer dem 5000 m-Absturz des Illimani ihm kein Berg einen größeren Eindruck gemacht habe. Ich war ganz hingerissen und bedaure es heute noch nicht, sehr gegen den Willen des Führers einen großen Abstecher gemacht zu haben, um den Berg von dieser schönsten Seite zu photographieren.



Kjölahaugen.

Nach achtstündigem Marsch hatten wir etwa 33 km zurückgelegt und langten in Skalstugan an, einem Jagdhaus des Herrn Wallenberg in Stockholm, in dem wir in liebenswürdigster Weise zwei Tage lang bewirtet wurden. Am andern Morgen machten Dr. Hoek, Mr. Gibson und ich uns auf zur Besteigung des Kjölahaugen, der überhaupt erst wenige Male, im Winter noch nie bestiegen worden ist. Schon lange standen die Vorboten eines Wetterumschlages in Gestalt schwarzer Wolken am westlichen Himmel. Ein scharfer Südwestwind setzte ein, als wir den mehrere Kilometer breiten Skalsjön und dahinter die norwegische Grenze überschritten. Die Temperatur stieg offenbar rasch, immerhin war bei dem heftigen Winde die Kälte empfindlich genug. In 2½ Stunden erreichten wir den Gipfel, ca. 250 m unterhalb hatten

die Gefährten, etwa 100 m höher auch ich, der einen andern Weg gewählt hatte, die Skier zurückgelassen. Die Aussicht war nach Norwegen hin durch den heranziehenden Schneesturm, der uns Eisnadeln ins Gesicht blies, behindert, nach Norden, Süden und Osten umfaßte sie ein ungeheures Waldgebiet, von Seen durchzogen und da und dort von Ketten weißer Berge unterbrochen.

Auf dem Rückwege setzte der Schneesturm ein und verschüttete bis zum nächsten Morgen fast ganz die Fenster unseres Schlafzimmers. Wir gingen an diesem Tage ca. 20 km nach der Poststation Stalljörnstugan, von hier am andern Tage bei schauerhaftem Wetter im Schlitten weiter östlich zur Station Tännfors. Auf Schneeschuhen überschritten wir den Tännsjön und standen bald oberhalb des berühmten Wasserfalls, mit dem der Ausfluß des Tännsjön in den 30 m tieferen Norensjön stürzt, einer der mächtigsten Fälle in Skandinavien. Er wirkte leider bei der starken Vereisung und wahrscheinlich auch geringeren Wassermenge nicht so gewaltig wie im Sommer. In wütendem Schneesturm, der selbst die ausdauernden kleinen Pferde aufs äußerste erschöpfte und uns die Fahrt in den kleinen primitiven Schlitten sehr unbehaglich machte, gelangten wir endlich an die Eisenbahnstation D u f e d und erreichten noch gerade den einzigen Zug nach Åre.

Åre ist der beste Standort für Skitouren in Jämtland. Es ist jetzt auch ein beliebter Wintersportplatz geworden, während wir damals nur ganz wenige Touristen antrafen. Auf den 1419 m hohen Å r e s k u t a n führt jetzt eine Drahtseilbahn. Am 29. März fuhren Dr. Hoek und ich bei noch sehr starkem Sturm über das 965 m hohe, jenseits des Sees aufragende Renfjället, am 30. versuchten wir mit Mr. Gibson die Besteigung des höchsten Berges der Gegend, des Å r e s k u t a n. Wir stiegen direkt von Süden auf den steil aufragenden, mit einer Aussichtshütte gekrönten Mörvikshummel zu. Unterhalb der steilsten Stelle trat Mr. Gibson, der vorausging, an dem mit mehreren Bäumen besetzten Hange ein riesiges Schneebrett los, das ca. 15 m über ihm an der steilen Wand in einer Breite von ca. 50 m abbrach und Gibson sofort umwarf und mitriß. Ich war ca. 10 m gerade unterhalb Gibsons, Hoek nochmals etwa 10 m tiefer und weiter nach rechts. Wir fuhren beide sofort nach rechts (im Sinne des Aufstiegs ab), ich hielt auf einem kleinen Hügel, von wo ich Gibson hinter der anfangs ziemlich langsam abrutschenden Scholle verschwinden sah. Im nächsten Moment aber überfluteten die Schneemassen auch meinen Standort, und ich fuhr, von ihnen umgeben, weiter ab. Doch war dies nur der Rand der Lawine, der bald zum Stillstand kam, während die Hauptmasse erst

ca. 50 m tiefer zum Stehen kam, glücklicherweise ohne sich zu stauen, so daß Mr. Gibson nicht zugedeckt wurde und sich unverletzt wieder herausarbeiten konnte. Der Hang war an der Stelle, wo wir ihn querten, nicht über 30°, oben, wo der Schnee brach, aber vielleicht 50° steil. Wir versuchten dann den Aufstieg weiter rechts, wo Gibson umkehrte, während wir den steilen Hang mit ausgezogenen Skiern erklimmen und so die Hütte auf Mörvikshummeln erreichten. Von hier gelangten wir ohne besondere Schwierigkeiten, nur oft durch ungeheuren „Skawler“ gehindert, in dichtem Nebel auf den Gipfel, 3 Stunden 20 Minuten von Åre. Wir warteten ½ Stunde, bis der heftige Wind die Nebel auseinanderfegte und uns einen vollen Rundblick gestattete. Die Abfahrt nach Westen, von wo auch der Aufstieg am besten unternommen wird, war eine der schönsten, die ich je gemacht habe.

Am folgenden Tage, den 31. März, löste sich die Reisegesellschaft auf. Dr. Hoek und ich fuhren in sieben Stunden nach D r o n t h e i m, der alten norwegischen Krönungsstadt. Wir besichtigten die zu einem großen Teil aus Holzhäusern bestehende Stadt und vor allem die berühmte, aus dem 13. Jahrhundert stammende, im gotischen Backsteinbau errichtete Domkirche.

Am Abend des 2. April verlassen wir Trondhjem, fahren mit der Bahn nach Stören und beginnen hier am folgenden Tage die große Schlittenreise, die uns mehr als 200 km weit über das D o v r e f j e l d nach Otta im Gudbrandsdal bringen soll. Die Straße ist staatliche Skydsroute, d. h. es sind an bestimmten Orten, 10—20 km voneinander entfernt, Stationen eingerichtet, meist mit einer Gastwirtschaft verbunden, deren Inhaber verpflichtet sind, für einen festen Satz den Reisenden Fahrgelegenheit zur nächsten Station zu verschaffen. Im Sommer bilden diese Fahrgelegenheiten die landesüblichen Fuhrwerke, Kariol oder Kjärre, hohe, zweirädrige offene Wagen für zwei Personen. Der Begleiter, meist ein junger Bursche, Gut genannt, findet hinten bei dem Gepäck einen oft recht unbehaglichen Platz. Im Winter vertreten zweisitzige Schlitten ihre Stelle. Meist werden diese Fuhrwerke von den Reisenden selbst kutschiert. An jeder Station werden Pferde und Fuhrwerk gewechselt, so daß das Gepäck neu aufgeladen werden muß. Man kann auf diese Weise bis ca. 80 km per Tag zurücklegen. So fuhren wir in drei Tagen die Strecke von Stören nach Otta, im ganzen 14mal Pferde und Schlitten wechselnd. Die Pferde sind meist recht ausdauernd, die einen liefen besser, die andern schlechter, alle aber zeichneten sich dadurch aus, daß sie ihre Haare nicht für sich behalten wollten, so daß wir am Abend stets mit einer Schicht brauner, roter, gelber und weißer Pferdehaare bedeckt waren.

Am ersten Tage fuhren wir zunächst durch eine richtige Schwarzwaldlandschaft, zwischen mäßig hohen, tannenbewaldeten Bergen, dann über eine bewaldete Hochfläche, von der aus man in der Ferne, wie im Schwarzwald die Alpen, die Schneeberge des Dovrefjeld glänzen sah. Gegen Abend nähern wir uns dem Nordrande des Fjeld, die Berge werden höher und ragen über die hier bis ca. 900 m reichende Baumgrenze hinaus. Hoch über dem tief eingeschnittenen Tal, das sich die Orla gegraben, führt die Straße hin, und wir erreichen schließlich noch den weiten Talkessel von Aune, 541 m hoch, 74 km von Storen.

Am andern Tage ging es weiter. Langsam steigt der Weg auf einer Strecke von ca. 50 km die 400 m Höhenunterschied zum Dovrefjeld hinan. Die Landschaft ist fast ganz unbewohnt. Nur selten sind an den steilen Talhängen, an denen sich auch häufig Lawinenspuren zeigen, armselige Dörfer, aus dunklen Holzhäusern bestehend, angeklebt. Sie erinnern an italienische Bergnester in den Alpen. Die Straße erreicht schließlich durch eine enge, vielfach gewundene Schlucht die Höhe des Fjeld. Bei 800 m Meereshöhe kommt die Kiefer nur noch an besonders geschützten Stellen vor, zwischen 900 und 1000 m verschwinden auch die letzten knorrigen und verkrüppelten Birken, und es beginnt die kahle, baumlose Hochfläche. Aber dieses Fjeld ist nicht eben, sondern da und dort von Bergketten durchzogen, die sich noch ca. 500 m über die Hochfläche erheben. In der Mitte der Hochfläche aber erhebt sich, erst allmählich hinter den vorgelagerten Höhenzügen hervortretend, ein höheres Gebirge, das im Snehätta gipfelt. Wir hatten in dem Snehätta einen isolierten Berg vermutet, der sich mit seinen ca. 2300 m weit über seine Umgebung erhebt. Das ist aber nicht der Fall. Es ist ein ganzer Gebirgsstock, der auf dem Dovrefjeld aufsitzt und dem mehrere Spitzen entragen, die dem Snehätta selbst an Höhe fast gleichkommen. Zunächst kam ein schöner Gipfel zum Vorschein, dem Fuß einer Säule vergleichbar, aus dem ein oben abgeplatteter Teil des Schaftes noch hervorragt. In dunklen, senkrechten Wänden fällt er nach Osten in ein prachtvolles Kar ab. Links von diesem Berge, der an Eigenart der Form den Snehätta weit übertrifft, erheben sich noch mehrere charakteristisch geformte Gipfel, alle sanft ansteigend auf der einen Seite und hier in blendendes Weiß gehüllt, auf der andern Seite mit steilen Felswänden ein tiefes Kar bildend. Erst rechts von jenen Bergen kommt zuletzt der Snehätta selbst hervor, zunächst drei durch Einschnitte getrennte Felskuppen, die nach Südwesten steil in ein großes Kar abstürzen, in dem der Snehätta-Gletscher eingebettet liegt, dann der Hauptgipfel selbst, zu dem ein mäßig steiler Schnee-

hang hinaufleitet. Die Gruppe links vom Snehätta, in der, von Süden gesehen, sich noch ein spitzes Felshorn zeigt, heißt die Svonaatinder, nach dem aus dem großen, von ihm gebildeten Kar abfließenden Svonaa. Namen für die einzelnen Spitzen fehlen, über ihre Höhe war überhaupt nichts zu erfahren. Auch die Höhe des Snehätta wird in den Karten verschieden angegeben.

An einem herrlichen Abend fuhren wir an diesen Bergen vorbei über die Hochfläche unserem Quartier, dem weiter südlich gelegenen Jerkin, zu. Eine wunderbar zarte Farbenharmonie bildete der leicht blaugrüne Himmel, der am Horizont allmählich in Silbergrau überging, und der blinkende Schnee, in den die kleinste Unebenheit lange hellblaue Schatten hineinzeichnete, während die Sonne hinter den dunkelblauen Silhouetten der Berge verschwand.

Jerkin, 957 m hoch, ist im Sommer ein beliebter Luftkurort, im Winter soll es nach Baedeker von Schneeschuhläufern besucht sein. Diesen Winter war aber noch kein einziger dagewesen. Am nächsten Tage legten wir zunächst in fünf Stunden die ca. 18 km bis zur am Fuß des Snehätta 1850 m hoch gelegenen Johann-Jerkin-Hütte oder Reinheim zurück. Von hier erreichten wir zu Fuß über harten Schnee und Felsen in etwas mehr als einer Stunde den Gipfel. Die Aussicht war bei klarstem Himmel unermeßlich: ungeheure Ketten weißer Berge mit einzelnen markanten Gipfeln auf allen Seiten, im Nordwesten auch das Meer. Im Westen traten die Horunger mit dem spitzen Romdalshorn, im Süden die Berge von Jötunheim, im Südosten und Osten das weißschimmernde Rondane- und das Storsolengebirge, im Nordosten das Sylfjället besonders hervor. Am interessantesten war wohl der Blick auf die benachbarte Svoonatinder und andere schöne Spitzen westlich des Snehätta.

Trotz Sonnenscheins machte ein rasender Sturm, der uns fortwährend Eisnadeln ins Gesicht trieb, den Aufenthalt auf dem Gipfel höchst ungemütlich.

Auch am folgenden Tage blieb uns das für diese Gegenden seltene Wetterglück noch treu. Über Fokstuen am südlichen Rande des Dovrefjeld ging es hinunter nach Domaas im Gudbrandsdal, hier war unsere Schlittenfahrt zu Ende. Denn das letzte Stück der 81 km von Jerkin bis zur Bahnstation Otta konnten wir schon im Kariol zurücklegen, hatten es aber darum nicht leichter, sondern mußten mehrmals noch durch tiefen Schnee, dann wieder durch große Wasserlachen. Von Otta brachte uns die Bahn in zwölf Stunden nach Christiania, wo meine skandinavische Rundreise vollendet war.

Erlebnisse auf der deutschen arktischen Hilfsexpedition für Schröder-Stranz.

Von Bernhard Villinger.

Es mag Mitte März 1913 gewesen sein, als ich mit verpflastertem Brustkorb — ein Andenken an das Holmenkolrennen in Oslo — auf dem Feldberger Hof mit einem alten Freund des A. S. C. Freiburg, dem Heidelberger Dr. Deetjen, zusammensaß. Im Verlauf der Unterhaltung kamen wir auf die Hilfsaktionen für die im Eismeer verunglückten Schröder-Stranz-Leute zu sprechen, von denen alle Zeitungen voll waren.

Ich hatte als Vorstand des A. S. C. F. Mitte Januar von einem Frankfurter Herrn, Theodor Lerner, Polarforscher, wie er sich nannte, einen schwungvollen Brief erhalten, der die deutsche akademische Jugend zur Hilfe für die Schröder-Stranz-Leute aufrief. Natürlich antwortete ich begeistert, daß wir Mitglieder des A. S. C. F. samt und sonders bereit wären, an einer etwaigen Hilfsexpedition teilzunehmen. Darauf hatte ich aber nichts mehr gehört.

Dr. Deetjen erzählte mir nun, daß jener Brief offenbar auf seine Veranlassung geschrieben worden war. Er hatte nämlich Lerner auf einen Zeitungsaufruf zur Sammlung für eine Hilfsaktion 1000 Mark zur Verfügung gestellt mit dem Hinweis auf den A. S. C. F. Da er über den Verbleib des Geldes nichts mehr erfahren hatte, sandten wir eine Ansichtskarte an Herrn Lerner mit der Anfrage, wie es denn mit seiner deutschen Hilfsexpedition bestellt sei — eine Hilfsexpedition unter norwegischer Flagge war von dem offiziellen Berliner Hilfskomitee bereits ausgeschickt worden. Darauf kam schon nach wenigen Tagen am Karsamstag ein Telegramm folgenden Inhalts: „Deutsche Hilfsexpedition für Schröder-Stranz finanziell gesichert. Fordere im Namen Deutschlands zur Teilnahme auf Dr. Biehler und Villinger. Erhoffe fehlenden Rest von sportbegeisterter Jugend auf dem Feldberg.“

Diese Wendung hatte ich nicht mehr erwartet. Ich war rein aus dem Häuschen und konnte nichts anderes mehr denken. Ein Festabend für Biehler und mich wurde von den Gästen des Feldberger- und Hebelhofs veranstaltet mit einer Sammlung, die den überraschend hohen Betrag von 2500 Mark einbrachte. Stolz telephonierte ich das erfreuliche Ergebnis an Lerner nach Frankfurt am Main, zugleich mit der Mitteilung, daß wir in drei Tagen dort eintreffen würden. Im Verlauf des Telefongesprächs, wobei mir Lerner durch seine überlegene Art, die Telephonmädchen anzuschmauen, „fabelhaft“ imponierte, erlaubte ich mir die bescheidene Anfrage,

wie es mit seinen Skikünsten bestellt sei. Biehler und ich waren damals im Vollgefühl eines glänzenden Trainings und mit allerhand Skierfolgen bekleckert, so daß ich mich für berechtigt hielt, ihm mal auf den Busch zu klopfen. Lerner kühle, jeden Zweifel erstickende Antwort: „Ich kann Ihnen zu Ihrer Beruhigung mitteilen, daß ich einmal 18 Monate lang meine Ski nicht von den Füßen brachte. Vielleicht bin ich jetzt nicht so trainiert wie Sie. Aber wenn wir erst mal acht Tage da oben sind, werden Sie alles brauchen, um mit mir Schritt halten zu können“, ließ seine Person noch glorreicher erscheinen, als sie nach all den Zeitungsberichten, Briefen, Telegrammen usw. schon war.

So kam es, daß Biehler und ich auf der Fahrt nach Frankfurt die äußere Erscheinung Lerner uns als Amundsentyp ausmalten, sehnig, straff, durchtrainiert, mit den energischen Gesichtszügen eines 45jährigen Sportsmannes. Wir hatten unsere Ankunft vorausgedrahtet und als Treffpunkt entweder den Hauptbahnhof oder seine Polarresidenz im 4. Stock des Grüneburgweges 95 gewählt. Bei der Einfahrt des Zuges entdeckten wir trotz eifrigster Nachforschung keinen „Amundsen“, und so machten wir uns auf den Weg zur Stadt. Als ich etwas hinter Biehler die Sperre passierte, klopfte mir plötzlich jemand freundlichst auf die Schultern mit den Worten: „Wenn ich mich nicht irre, sind Sie Herr Villinger aus Freiburg.“ — Ich war von den Wintersonnentagen her braun verbrannt und leicht zu erkennen, zumal die illustrierten Zeitungen der letzten Tage unter den Abbildungen der Holmenkolteilnehmer auch mein Konterfei gebracht hatten. — Als ich mich erstaunt umdrehte, stand vor mir ein wohlbeleibter, so an die 2½ Zentner wiegender Herr mit Hängebacken und gemächlich lächelndem Munde. Der Gedanke, es könnte Lerner sein, durchzuckte mich mit einem solchen Schrecken, daß ich ganz entsetzt antwortete: „Um Gottes willen, Sie werden doch nicht Herr Lerner sein!“ Das brachte ihn aber nicht aus der Fassung, denn gelassen bestätigte er: „Jawohl, haben Sie mich erkannt?“ Um die Enttäuschung nicht zu zeigen, rief ich in fröhlichem, bayrischem Dialektton Biehler, der ein Stück voraus war, zu: „Geh, schaug dea den an, dös will dea Lerner sein!“ Ich sehe noch das geradezu erstarrende, sich aber bald in Lächeln auflösende Gesicht Biehlers, der sich langsam und bedächtigen Schrittes zur Begrüßung unseres hohen Führers näherte.

Dem ersten Schrecken folgte bald ein zweiter, schwerwiegenderer. Bei den Verhandlungen, die Lerner zunächst mit einer zweistündigen Aufzählung und Erläuterung seiner bisherigen Prozesse und Prozeßgegner, u. a. Graf Zeppelin, Prinz Heinrich, Geheimrat Miethel, einleitete, stellte sich her-

aus, daß die von uns mitgebrachten 2500 Mark das einzig bare Geld waren. Die sog. finanzielle Sicherung bestand 1. aus der Zusage der „Frankfurter Zeitung“, 5000 Mark zu bezahlen, wenn ihr die erste authentische Nachricht über das Schicksal der Schröder-Stranz-Leute übermittelt würde, 2. aus der Zusicherung eines Mannheimer Herrn Kalbfleisch, sich mitzubeteiligen, falls noch ein kleiner Rest fehlte. Die 5000 Mark der „Frankfurter Zeitung“ konnten also günstigenfalls nach glücklicher, erfolgreicher Rückkehr erwartet werden, die zweite Beteiligung bezog sich schätzungsweise auf einen Maximalbetrag von 1000 Mark.

Trotz dieser höchst unsicheren Aussichten posaunte Lerner die Geburt seiner „finanziell gesicherten“ Hilfsexpedition in die Welt hinaus. Biehler und ich hatten uns bereit erklärt, und so waren auch unsere Namen in Verbindung mit dem Lernaltern Rettungsunternehmen in allen Zeitungen gestanden. Die überraschende Feststellung der tatsächlichen Mittel, die zur Verfügung standen bzw. nicht standen, traf uns drum wie ein Faustschlag ins Gesicht. Biehler warf die Flinte ins Korn und reiste ab. Ich gab aber die Hoffnung auf eine glückliche Lösung noch nicht auf. Von Dr. Deetjen erhoffte ich Rat und Tat. Und siehe da, bereits am nächsten Abend bekam die Sache schon ein ander Gesicht. Dr. Deetjen hatte auf meine Fürsprache hin weitere 7000 Mark gezeichnet, desgleichen Herr Kalbfleisch aus Mannheim, den wir zu dreien — Dr. Deetjen, Lerner und ich — bearbeitet hatten.

Damit war das Unternehmen wirklich gesichert. Es wurde in Frankfurt ein Hilfskomitee gegründet, dem Justizrat Dr. Thormann (der Anwalt Lernaltern bei seinen vielen Prozessen), Dr. Deetjen und der mir befreundete Patentanwalt M. Wirth, im A. S. C. München „Kneisl“ genannt, angehörten.

Als Seemann und Kenner der Eisverhältnisse Spitzbergens schien mir Lerner der richtige Mann zu sein. Ob er aber den Strapazen einer längeren Schlittenreise gewachsen war, wurde mir mit jedem Tag zweifelhafter. Mir lag daher am Herzen, gleichgesinnte, tüchtige Skiläufer für die Sache zu gewinnen, die im Notfalle für Lerner einspringen konnten und außerdem mir einen Rückhalt bildeten bei Differenzen mit ihm, die mir bei seiner robusten und wenig rücksichtsvollen Art unausbleiblich schienen. Da Biehler sich inzwischen wieder anders besonnen hatte und von neuem mitwollte, setzte ich seine Teilnahme und die meines Freundes Gerhard Graetz, beide wie ich Mitglieder des A. S. C. F., durch und sah nun schon wesentlich vertrauensvoller in die Zukunft. Als schließlich noch die Freiburger Expres-Film-Compagnie sich mit 3000 Mark als Lizenz für das Verfilmungsrecht der Expedition beteiligte und den uns ebenfalls befreundeten Freiburger

Skiläufer Sepp Allgeier als Operateur mitschickte, war das süddeutsche Übergewicht vollends gesichert.

Mit Hochdruck wurde nun an der Beschaffung der Ausrüstung, an der Auswahl und Herrichtung eines geeigneten Eismerschiffes und am Einkauf einigermaßen brauchbarer Schlittenhunde gearbeitet. Telegraph und Telephon waren für uns fast dauernd in Tätigkeit. Am meisten Schwierigkeiten machten uns die Hunde. Von Grönland und Sibirien waren der Kürze der Zeit wegen keine zu bekommen. So hatte ich in verschiedenen Zeitungen annonciert, aber bis zum vorletzten Tage vor unserer Abreise nur zwei aufgetrieben. Da wir aber unbedingt zehn mitnehmen wollten, mußte ich in Frankfurt durch die dunkelsten Winkel der Stadt laufen und mich in jedem „hundemäßigen“ Haus umsehen. In Zeit von fünf Stunden hatte ich die restlichen acht Hunde beisammen — die zwei letzten, wie sich später herausstellte, die tüchtigsten, waren schließlich im Tierasyl gekauft. Unser Hundepark bestand aus vier Bernhardinern, einem Neufundländer, drei Schäferhunden und zwei undefinierbaren Promenademischungen.

Samstag, den 5. April 1913, früh 6 Uhr fuhren wir im Güterwagen, an einen Schnellzug angehängt, nach Hamburg und von dort per Schiff via Bergen, Dronthjem nach Tromsö. Unterwegs hielt ein kräftiger Schneesturm eine Vorprüfung auf Seetüchtigkeit ab, die Graetz und ich mit der Note 1 bestanden.

In Tromsö verlebten wir acht köstliche Tage mit den gastfreundlichen und sympathischen Nordnorwegern und besonders Norwegerinnen. Selbst der sonst ablehnende Graetz hatte zu tun, bis er für alle hübschen Mädchen nach seiner „Apparatensprache“ die passendsten Namen gefunden hatte. Kurzum, wir waren restlos begeistert.

Aber dann ging's am 21. April hinauf ins Eis für volle vier Monate. Auf einem kleinen, 20 m langen und 5 m breiten Kahn mit einem Rauminhalt von nur 40 Netto-Register-Tonnen hatten wir uns häuslich niedergelassen. „Lövenskjold“ war zwar eines der kleinsten norwegischen Fangschiffe, dafür aber aus solidestem Eichenholz gebaut und noch durch eine eichene Eishaut verstärkt. Ein 40pferdiger, einzylindriger Bolinder-Petroleum-Motor gab ihm eine Eigengeschwindigkeit von fünf Seemeilen, die mit Hilfe der Segel auf sieben bis acht erhöht werden konnte. Für uns vier Freiburger waren in den Laderaum — gerade dem Motor gegenüber — zwei kleine, „sachliche“ Schlafkabinchen eingebaut, die genau im Brennpunkt der Petrolabgase des Motors und der dem Kielwasser und den Tranfässern entstehenden Dünfte lagen. Bei hohem Seegang hätte uns die gemeinste Schwefelwasserstoffabrik nicht mehr imponieren können!

Gerade als im Hafen von Tromsø unsere „Lövenskjold“ den letzten Schliff erhalten hatte, erfuhren wir auf radiotelegraphische Anfrage von Spitzbergen, daß die norwegische Staxrud-Hilfsexpedition am 3. April an der Festeiskante des Eisfjords an Land gegangen und am 8. April mit 9 Mann, 20 Renttieren, 16 Hunden und 22 Schlitten in Richtung der Kohlenstation Adventbai-Wijdefjord nach der Treurenburgbucht aufgebrochen war. Fast gleichzeitig mit Staxruds Aufbruch waren vier norwegische Schiffsleute des Schröder-Stranzschen Schiffes „Herzog Ernst“, das in der Treurenburgbucht vom Eise umschlossen festlag und auf dem die vier Leute überwintert hatten, nach Adventbai gekommen, darunter auch der Eislotse Stenersen, der Höchstkommandierende nach dem Kapitän. — Wie bekannt, hatte Kapitän Ritscher sich als einziger der ganzen Expedition in der Winternacht bis zur Adventbai durchgeschlagen und die Nachricht von der verunglückten Expedition nach Deutschland gedrahtet. — Die vier Norweger berichteten, daß zwei der Verunglückten, Marinemaler Rave und Dr. Rüdiger, dem beide Füße erfroren waren, in der Treurenburgbucht, im Hause der früheren schwedischen Gradvermessungsexpedition, auf Hilfe warteten. Drei weitere deutsche Teilnehmer, Dr. Detmers, Dr. Möser und der Maschinist Eberhard, hatten auf dem tragischen Marsch zur Adventbai — von dem nur Kapitän Ritscher angekommen war — in der Winternacht sich von den übrigen getrennt und waren seitdem verschollen. Von Schröder-Stranz selbst und seinen drei Begleitern hatte man, seit sie das Schiff an der Eiskante nordöstlich vom Nordkap Nordostlands verlassen hatten, ebenfalls nichts mehr gehört und gesehen. Sie waren nicht, wie verabredet, zur Treurenburg gelangt.

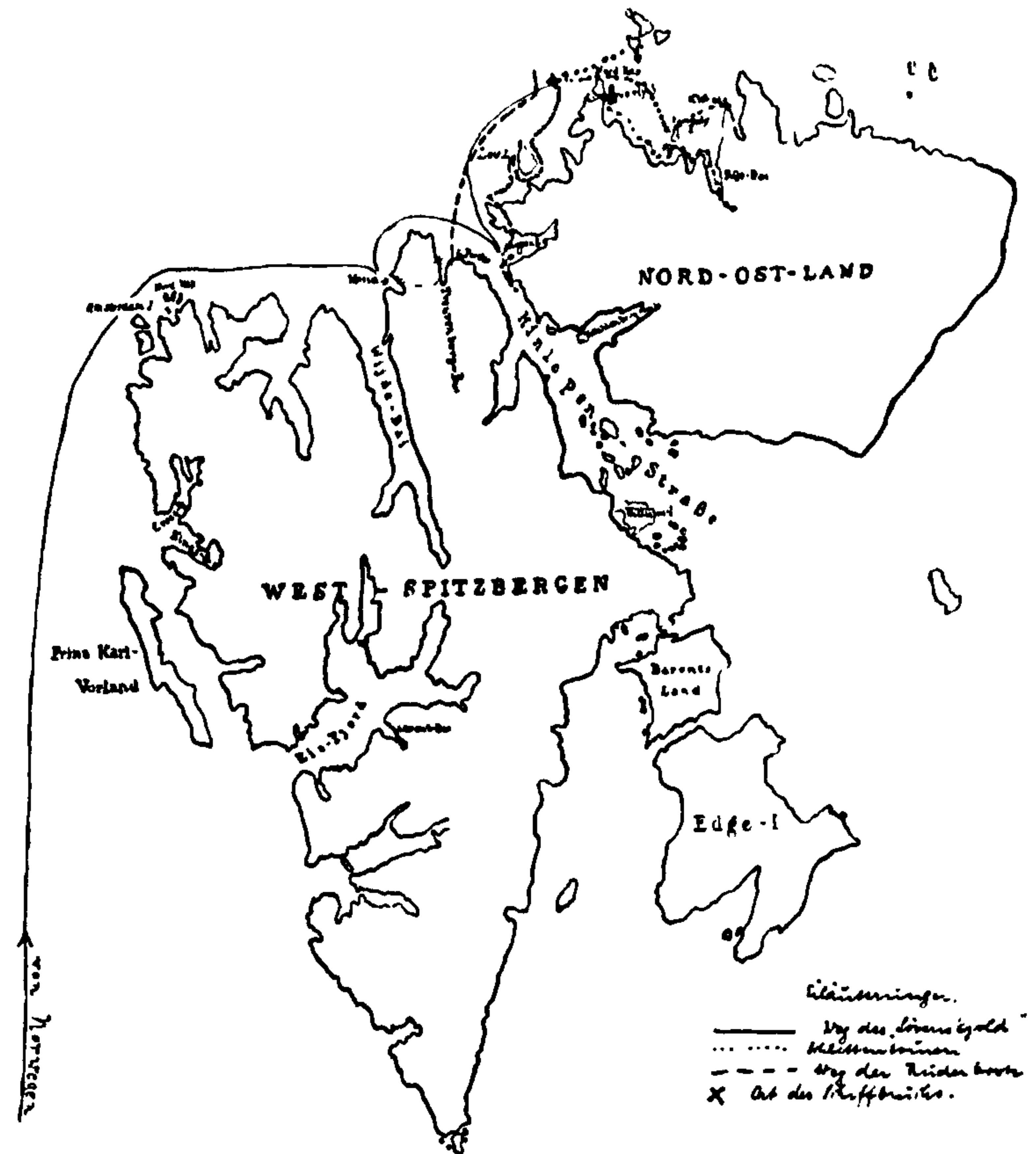
In der Adventbai traf Staxrud mit den erwähnten vier norwegischen Schiffsleuten zusammen. Der Eislotse Stenersen schloß sich der Staxrud-Expedition an, um zum Schiff in der Treurenburgbucht zu gelangen und unterwegs beim Aufsuchen der Verschollenen behilflich zu sein.

Nach menschlicher Berechnung mußte es Staxrud gelingen, unter Führung Stenersens den Wijdefjord nach den drei Verschollenen abzusuchen und zur Treurenburgbucht vorzustoßen. Dagegen konnte er ohne Schiff die Hinlopenstraße nicht überschreiten, um in Nordostland nach Schröder-Stranz und seinen Begleitern Ausschau zu halten. So blieb für uns als Hauptaufgabe, eben die Küste Nordostlands abzusuchen.

Der Plan Lernalers bildete eine vorzügliche Ergänzung der Staxrudschen Expedition. Mit „Lövenskjold“ wollte er zunächst die Nordwestecke Spitzbergens anlaufen und dann, je nach den Eisverhältnissen, mit dem Schiff selbst oder mit Booten und Schlitten der Nordküste Spitzbergens entlang

nach der Treurenburgbucht und Nordostland weiterfahren. Entgegen der Ansicht Lernalers hatten die meisten Polarfahrer, selbst Fridtjof Nansen, ein Erreichen der Nordwestecke Spitzbergens in so früher Jahreszeit für unmöglich gehalten. Wir waren daher sehr gespannt, wer recht behalten würde.

Nach der Abfahrt von Tromsø am 21. April hielt uns zunächst ein Unwetter einige Tage im letzten schützenden



Fjord Norwegens fest. Der nachfolgende kräftige Südostwind gab uns dafür desto bessere Fahrt, so daß wir schon nach fünf Tagen die Nordwestecke Spitzbergens doch erreichten. Zu unser aller Freude war aber damit die Schiffsreise noch längst nicht zu Ende. Drei breite Eisbänder verlegten uns wohl den Weg, aber es gelang uns, mit List und einigen kräftigen Rammstößen das Eis zu forcieren und eine eisfreie Wasserstraße zu finden, die uns vollkommen unbe-

hindert an der Nordküste Spitzbergens entlang zur Mosselbai führte. Lerner's Theorie hatte sich also glänzend bewährt.

Nun galt es, von hier aus auf Ski über das Gebirge zur ca. 25 km entfernten Treurenburgbucht zu gelangen, um nach Rave und Rüdiger zu spüren und eventuell mit Staxrud Führung zu nehmen. Der Weg führte zunächst 3 km über zusammengeschobenes, der Küste vorgelagertes Treibeis. Mächtige Eisschollen waren durch dünnes, brüchiges Neueis verschmolzen, das bei starker Strömung leicht barst und für einen Fußmarsch nicht gerade einladend aussah. Lerner zog es darum für seine Person vor, auf dem Schiffe zu bleiben und uns, Biehler, Graetz und mich, allein ziehen zu lassen. Er traute uns auf Ski offenbar doch mehr zu als sich selbst!

Um rascher voranzukommen, fuhren wir in leichten Skianzügen und mit gewöhnlichen Rucksäcken, ohne Schlitten und Hunde, los. Die 25 km konnten wir ja in einem Zug zurücklegen, und drüben über dem Gebirge stand das Haus der Überwinterer. Die erste Strecke war nichts weniger als ein Vergnügen. Gottlob, daß wir nicht schwer bepackt waren. Zuerst versuchten wir durch die günstige Gewichtsverteilung der langen Ski uns über das tückische Neueis hinüberzustehlen, dann, als das Eis zu uneben wurde, schnallten wir ab und nahmen die dünnen Neueisverbindungen im Laufschrift, wobei wir so leicht als möglich auftraten. Es war mehr ein Eiertanz als eine Eistour. Ganz ohne Reinfall ging's aber dabei nicht ab. Biehler und ich mußten jeder mal ein Bad bei 30 Grad Kälte auskosten. Eine Stunde hatten wir für die drei Kilometer zur Küste gerechnet, und in Wirklichkeit mehr als drei gebraucht.

Als wir glücklich an Land waren, wurden die Strümpfe gewechselt und ein ordentliches Langlauftempo angeschlagen, um warm zu werden. War das herrlich, nach den Überfahrtstagen auf dem engen Schiff wieder mal losbrausen zu können. Der Schnee war ideal, das Wetter und die Stimmung ebenso, wir dazu voller Ungeduld, den beiden deutschen Überlebenden die Hand drücken zu können. Nach drei Stunden — von der Küste an — standen wir auf der Wasserscheide zwischen Mossel- und Treurenburgbai. Tief unter uns zur Rechten, am Ende der Treurenburgbucht vom Eise vollkommen umschlossen, lag „Herzog Ernst“; 2 km davon entfernt das Haus, in dem Rave und Rüdiger überwintert hatten. Zur Linken im Westen sahen wir unser eigenes Schiff „Lövenskjold“ an der Eiskante der Mosselbai vor Anker. Nach Norden zu offenes Wasser, mit breiten Eisbändern durchsetzt, und ganz entfernt am Horizont die Packeiskante, das Polarmeer, viele, viele hundert Kilometer weit.

In Kristianiaschwüngen ging's eine Schneesoldatin hinunter, zuletzt seitlich am Hang abrutschend, auf das Eis der Bucht — und dann mit Stocktechnik zum Endspurt dem Haus entgegen. Von weitem schon erspähten wir Hunde- und Rentierschlitten vor dem Haus. Die norwegische Hilfsexpedition war also da. Als wir uns näherten, lärmten die Hunde wie rasend, und gleich wurde es lebendig. Alles, was Beine hatte, kam heraus und sah zum größten Erstaunen drei fremde Menschen auf Ski, ohne Schlitten und Hunde, die reinsten Sonntagsskiläufer hier oben in der Arktis, herankommen. Wie wir später erfuhren, hatte Staxrud zuerst geglaubt, es wäre Schröder-Stranz mit zweien seiner Begleiter. Rave aller-



Treibeis.

dings hatte sofort erklärt: „Das wäre unmöglich, da die ankommenden Leute offenbar vorzügliche Schneeschuhläufer seien.“ Wir erkannten sofort die beiden Überwinterer an ihren langen verfilzten Haaren und wurden als Landsleute aufs herzlichste begrüßt. Kapitän Staxrud war seit acht Tagen hier und bereitete sich gerade zum Rückmarsch nach Adventbai vor. Am 26. März hatte er mit seinem Schiff Norwegen verlassen und war am 21. April hier angekommen; er hatte also 26 Tage gebraucht, während wir in 6 Tagen den Weg von Norwegen bis zur Treurenburgbucht zurückgelegt hatten.

Eine famose Überraschung war das Wiedersehen mit dem Arzt der norwegischen Expedition, Dr. Böckmann. Ich hatte vor kurzem noch, Anfang März, beim Holmenkolrennen in

Oslo, mich lange mit ihm über seine Teilnahme an der norwegischen Hilfsexpedition unterhalten, ohne zu ahnen, daß ich ihn da oben treffen würde.

Der Abend verlief sehr anregend. Für Rave und Rüdiger hatten wir Briefe aus der Heimat und längst ersehnte Zigarren und Zigaretten mitgebracht, die wir gegen eine zünftige Polarkost, Eisbärenfleisch mit mehrmals gefrorenen Kartoffeln, eintauschten. Plötzlich kratzte es an der Tür. Als wir öffneten, standen zwei junge Eisbären davor, die uns einen Besuch abstatten und offenbar mit uns zu Abend essen wollten. Staxrud und Dr. Böckmann hatten sie vor einigen Tagen gefangen, nachdem sie die Mutter erlegt hatten. Mit einer Stange trieb Staxrud sie wieder zurück in ihre Kammer, aus der sie ausgebüxt waren. Sie wurden mit kondensierter Milch, Seehundsspeck und Rentierfleisch gefüttert. Aber trotz der sorgsamsten Pflege ging bald einer der Gesellen ein. Den andern brachten wir auf der „Herzog Ernst“ vier Monate später mit nach Norwegen und Deutschland zurück.

Im Auftrag Lernalers stellten wir Rave und Rüdiger unser Schiff zur Rückfahrt nach dem Eisfjord oder Norwegen zur Verfügung. Aber beide verzichteten in hochherzigster Weise auf diesen bequemeren und rascheren Schiffsweg und wählten den Weg mit Staxrud über das Inland zurück, da die Eisverhältnisse für eine Landung in Nordostland zur Nachforschung nach Schröder-Stranz gerade besonders günstig waren. In kürzester Zeit schon konnte das Eis sich so verändern, daß eine Überquerung der Hinlopenstraße auf ungewisse Zeit hinausgeschoben oder gar für dieses Jahr vollständig unmöglich wurde.

So trennten wir uns andern Tags von den beiden und den Norwegern und kehrten zum Schiff zurück. Der Marsch über das Inland ging programmäßig; doch merkte man schon an der Luft, daß sich ein Wetterumschlag vorbereitete. Als wir uns der Küste näherten, war schon das ganze Eis in Bewegung. Das Schiff hatte vor antreibenden Eisschollen weiter nach Norden flüchten müssen, so daß unser Rückweg über das Baieneis viel weiter und schwieriger wurde als tags zuvor. Anfangs konnten wir wenigstens von Scholle zu Scholle springen, die letzten tausend Meter aber waren eine Schinderei. Der Abstand von einer Eisplatte zur andern vergrößerte sich dauernd und war nicht mehr zu überspringen. Wir schlugen schließlich kleine Kerben ins Eis und setzten darin die Ski als Ruder ein, um wie auf einem Floß über die Wasserrinnen zu paddeln. Vom „Lövenskjold“ kamen uns glücklicherweise zwei Matrosen mit langen Haken entgegen, so daß wir nach neunstündigem, anstrengendem Marsch endlich das Schiff erreichen konnten.

Sofort ging's zur Überfahrt nach Nordostland weiter. Der Wind war günstig, und die Eisverhältnisse schienen sogar noch besser werden zu wollen. Als wir aber zur Hinlopenstraße kamen, setzte ein Südoststurm ein, der eine Weiterfahrt unmöglich machte. Die hohen Wellen warfen die Eisschollen mit solcher Wucht gegen das Schiff, daß wir alle Mühe hatten, rechtzeitig den Kahn aus der Gefahrenzone zu bringen. Wir kehrten zur Mosselbai zurück und legten uns am Ende der Bucht vor Anker.

Zwei Tage dauerte der Sturm fort. In der Nacht vom 3. auf den 4. Mai klarte es auf, und weiter ging's, diesmal über die Hinlopenstraße hinüber, zur Küste Nordostlands. Von ferne schon sichteten wir einen Eisbären, der gravitatisch einen Sonntagnachmittagsbummel an der Küste machte. Da gab's große Aufregung an Bord. Die Gewehre wurden gerichtet, die Beiboote ins Wasser gelassen, Ski und Doppelstöcke zu einem eventuellen Wettlauf mitgenommen, und dann ruderten wir in einem großen Bogen um den Bären herum an Land. Ich hatte von Lerner, der jetzt wie ein Fürst seine Gnaden verteilte, für meine Verdienste um das Zustandekommen der Expedition die Auszeichnung erhalten, den ersten Bären schießen zu dürfen. Das war aber leichter gesagt als getan. An Land läßt sich ein Bär nicht so leicht überrumpeln. Von zwei Seiten suchten wir den „Lendsmand“, wie die norwegischen Fangleute nach ihrem Polizeivogt den Eisbären nennen, zu umgehen, um ihn an der Küste festzuhalten. Lerner, Graetz und zwei Matrosen ruderten parallel der Küste, damit er nicht ins Meer hinaus entfliehen konnte, während Biehler, der Harpunier und ich ihm den Weg nach dem Innern des Festlandes abzuschneiden suchten. In einer Entfernung von 500 bis 600 Meter südlich vom Bären waren wir unbemerkt an Land gegangen und liefen jetzt in diesem Abstand landeinwärts. Jedesmal wenn der „Isbjörn“ stehen blieb und nach rechts und links zu „winden“ begann, warfen wir uns bäuchlings zu Boden und streckten langsam ein Bein in die Höhe, Seehunde im Sonnenbad markierend. Einige Male schien es, als ob er sich überlegte, zu uns herüber abzuschwenken, aber so recht traute er der Sache offenbar doch nicht. Langsam trottete er der Küste entlang nordwärts weiter. Als wir ungefähr auf 400 Meter an ihn herangekommen waren, roch er den Braten und setzte Trab auf. Nun begann der Wettlauf mit offenem Visier! Mit Doppelstocktechnik holten wir zu einem richtigen Dauerlauf aus. Ich glaubte ein „Bärentempo“ zu haben — der Schweiß rann mir nur so herab, der Harpunier hatte längst aufgegeben, und auch Biehler fing an, zurückzubleiben — aber der echte „Isbjörn“ konnte es doch noch besser als ich.

Glücklicherweise kam mir ein Seehund zu Hilfe, der etwas abseits der Fluchtrichtung friedlich vor seinem Eisloche lag und sich keinen Deut um unsern Wettlauf kümmerte. Desto mehr interessierte sich der Bär trotz der Flucht für den Seehund; denn plötzlich steuerte er in wilden Galoppsprüngen geradewegs auf den schwarzen Punkt im Eise los. Ein fürchterlicher Schlag mit der Pranke schmetterte den Kopf des Tieres auseinander und beförderte es kurz und schmerzlos ins Jenseits. Durch dieses Intermezzo hatte ich mich bis auf 300 Meter genähert, da fing der Bär von neuem an, flüchtig zu gehen. Mit dem Maul faßte er den in seinem Blut dampfenden „Snad“ und schleppte ihn auf dem Eise nachschleifend mit sich fort. Aber im Tode noch nahm der Seehund Rache. Die Eingeweide quollen durch das Anpacken an der Seite heraus, verwickelten sich in den Tatzen und hemmten so die Flucht. Ich kam immer näher heran und war fast in gleicher Höhe mit dem Bären, etwa 200 bis 250 Meter parallel von ihm dem Lande zu. Auf eine Eispressung hielt ich zu, die vor dem Bären sich auftürmte. Das schien er gemerkt zu haben, denn plötzlich packte er den Seehund an dem Hautfetzen, der vom Kopf noch übrig geblieben war, und warf ihn in großem Bogen seitlich in den Schnee. Darauf schwenkte er nach dem Meere zu ab und sprang ins Wasser. Die Schiffsmannschaft im Boot war aber ebenfalls dem Meere zu in gleicher Höhe angekommen und schnitt ihm jetzt den Weg zum offenen Wasser ab. So mußte er die Flucht in der alten Richtung wieder fortsetzen. Ich hatte inzwischen die Eispressung erreicht und mich auf einer erhöhten Scholle schußfertig postiert. Vergebens suchte der Bär in einem Schollengewirr sich zu verstecken und schließlich durch Untertauchen die Bootsmannschaft und mich irrezuführen, von dem in die Eisschollen eindringenden Boot verfolgt, kletterte er schließlich auf eine Eisplatte hinauf, um sich nach einem Ausweg umzuschauen. Wie er da oben stand in etwa 150 Meter Entfernung, bot er für mich ein prachtvolles Ziel. Die Büchse flog an die Schulter und — aufs Blatt getroffen, taumelte er rücklings ins Wasser zurück. Bald darauf schwamm er — mit einem starken Tau am Achterstegen des Bootes festgemacht — zu unserm Schiff, wo ich als glücklicher Schütze mit einem neunmaligen Hurra empfangen wurde.

Wir hatten den gewaltigen Burschen kaum an Deck gehißt, als der Kapitän von der Ausgucktonne hoch oben am Mast des Schiffes einen zweiten Bären meldete. Nun durfte Graetz seine Belohnung für die ehrenamtliche Tätigkeit als Expeditionskassier einheimsen. Kaum war das Boot zur Jagd weggefahren, da wurde Bär Nr. 3 gemeldet. Allgeier hatte mittlerweile seine Kamerakurbel geschmiert, und nun zog auch

er mit Jagdgesellschaft Nr. 3 von dannen, zwar ohne Schießgewehr, dafür aber mit 300 Meter Film bewaffnet. An einem Eisturm inmitten des Schlachtfeldes wurde er abgesetzt, um von oben herab eventuell eine Jagdszene mit seiner Kamera festhalten zu können. Allein auf weiter Flur versuchte er das Stativ auf dem Eisturm aufzustellen, aber immer rutschte es auf dem glatten Eise aus. Wie er nach einer andern, günstigeren Scholle Umschau hielt, sah er eine Bärin mit zwei Jungen auf sich zukommen. Sie trottete zwischen den Eisschollen daher, unbemerkt von allen übrigen Leuten, und suchte sich landeinwärts aus dem unruhig gewordenen Revier mit den Jungen in Sicherheit zu bringen. Reglos still blieb Allgeier oben auf seinem exponierten Posten stehen, um ja nicht die Bärin zu reizen. Nur sein Stativ hielt er fester, um wenigstens damit sich wehren zu können, falls die Bärin Gelüste nach Menschenfleisch zeigte. Aber ohne ihn eines Blickes zu würdigen, zog sie vorbei. Diesmal war er noch mit dem Schrecken davongekommen, aber er schwor sich, nie mehr ohne Feuerwaffe wegzugehen.

Bald kam Graetz mit seinem Bären zurück und kurz darauf Partie Nr. 3, der aber kein Jagdglück beschieden war.

Als alles wieder an Bord war, dampfte „Lövenskjold“ nordwärts weiter. In vollkommen eisfreiem Wasser fuhren wir der Westküste Nordostlands entlang, und erst an der Nordwestecke Nordostlands gebot uns die Festeiskante Halt. Unsere kühnsten Erwartungen waren durch diese Fahrt weit übertroffen; wir waren nur noch wenige Kilometer von der Stelle entfernt, an der sich Schröder-Stranz hatte absetzen lassen. Nun konnte uns nichts mehr den Erfolg entreißen; von hier aus mußten wir die in Betracht kommenden Teile Nordostlands leicht und sicher absuchen, die Leute finden oder Klarheit über ihr Schicksal schaffen können.

An der Nordwestecke Nordostlands, am Eingang zum Beverlysund, vier Kilometer von einer alten Fanghütte entfernt, die unser Hauptstützpunkt für die Schlittenerkundungsfahrten werden sollte, legten wir an der Eiskante an. Hier sollten die Hunde, Schlitten, Kajake, unsere gesamte Expeditionsausrüstung und Proviant für zwei bis drei Monate ausgeladen und zur Fanghütte gebracht werden, damit das Schiff nach der Westseite Spitzbergens zurückfahren und dort auf Fang gehen konnte. In zwei bis drei Monaten, je nach den Eisverhältnissen, sollte es uns hier wieder abholen. — Das Wetter war inzwischen so klar und ruhig geworden, daß man die 30 Grad Kälte kaum spürte und sich in der Sonne recht wohl fühlte, die besten Vorbedingungen für ein ungestörtes Ausladen. Als wir im großen Hauptquartier Lernalers, sprich Salon, zum Befehlsempfang angetreten waren und die Lage

besprachen, meldete der Kapitän ganz aufgeregt, daß von Süden her mächtige Eisfelder heranzögen. Wir rannten alle an Deck und sahen ein überwältigendes, einzigartiges Schauspiel. In fünf Kilometer Entfernung schwammen bei vollkommener Windstille, von der herrlichsten Mitternachtssonne beleuchtet, ungeheure Massen Eis nordwärts auf uns zu und legten sich still und sachte an unser Schiff und die Eiskante heran. Vor einer Stunde noch war ringsherum, nach Süden und Westen, soweit man überhaupt nur sehen konnte, offenes Wasser gewesen; jetzt füllten Eisschollen viele Kilometer weit, bis hinunter zur Nordküste Westspitzbergens, die ganze Meeresoberfläche. Der Nordweststurm hatte offenbar das Eis stückweise losgebrochen und die Hinlopenstraße hinunter nach Süden getrieben. Nun führte die Gezeitenströmung das Eis wieder zurück.

Inmitten einer unendlichen Eiswüste saßen wir fest. Wir hatten also Zeit genug, in aller Ruhe die Vorbereitungen zu den Erkundungsfahrten zu treffen. Als erstes wurde die Fanghütte am Beverlysund nach Spuren von Schröder-Stranz untersucht, leider ohne Erfolg. Die eingefallene Hütte wurde notdürftig repariert und ein Teil unseres Proviantes und der Ausrüstung darin niedergelegt. Sie sollte uns Unterschlupf bieten, falls aus irgendeinem Grunde eine rasche Übersiedlung nötig würde. Im stillen hofften wir alle, das Eis würde eines Tages genau so rasch wieder verschwinden, wie es gekommen war. Es ging ja dem Sommer zu, der Wärme, die das Polareis bis weit hinauf zerfrißt und zum Treiben bringt. Allerdings, bis dahin hatte es noch gute Ruh.

Die ersten Maitage brachten klares, kaltes Wetter. Die Wasserrinnen zwischen den angetriebenen Eisschollen froren zu, und das Neueis bekam schon nach wenigen Tagen eine Dicke, daß man ohne Gefahr darüber hinwegspazieren konnte. Am 6. Mai fing es an zu schneien. Zwei Tage lang fiel Flocke auf Flocke nieder und überdeckte altes und neues Eis zu einer einzigen, weißen Fläche. Für unsere Schlittenreisen konnten wir keine bessere Före wünschen.

Am 9. Mai waren wir marschbereit. Mit zwei Schlitten und neun Hunden fuhren wir unter Führung von Lerner's höchstgelegener Person ostwärts in Richtung Beverlysund—Scoresbyinsel—Rijpbai. Eingedenk des klassischen Telefongesprächs mit Lerner über seine Skilaufkünste waren wir jetzt auf allerhand Überraschungen gefaßt. Sie sollten auch kommen, nur mit umgekehrten Vorzeichen. Am zweiten Marschtag schon schied der Mann aus, der 18 Monate die Ski nicht von den Füßen gebracht haben wollte. Schwere Herzbeschwerden machten ihm den Weitermarsch unmöglich. Der Unglücksrabe Allgeier, als der Jüngste, mußte, mit einer Kampferspritze

bewaffnet, bei ihm bleiben und Krankenwärterdienste versehen, bis wir wieder zurückkamen. Biehler, Graetz und ich zogen mit einem Schlitten und den sechs besten Hunden weiter, drangen bis zum Inlandaufstieg der Rijpbai vor und erfüllten programmäßig, auch ohne Lerner, die Aufgabe, die uns gestellt war. Bereits am 16. Mai trafen wir wieder bei Lerner und Allgeier ein und kehrten am folgenden Tag mit den beiden zum Schiff zurück.

Die nächste Schlittenreise führte Biehler und mich südwärts zu den Fanghütten auf den Lowinseln und der Russeninsel. Zu gleicher Zeit suchten Graetz und Allgeier das Gebiet um Kap Wrede ab. 600 Kilometer wurden von uns mit Ski



Villinger und Biehler im Zelt.

und Schlitten zurückgelegt und alle in Frage kommenden Küsten, Inseln und Fanghütten abgegangen. Nirgends war eine Spur zu finden, die irgendwelche Rückschlüsse erlaubt hätte.

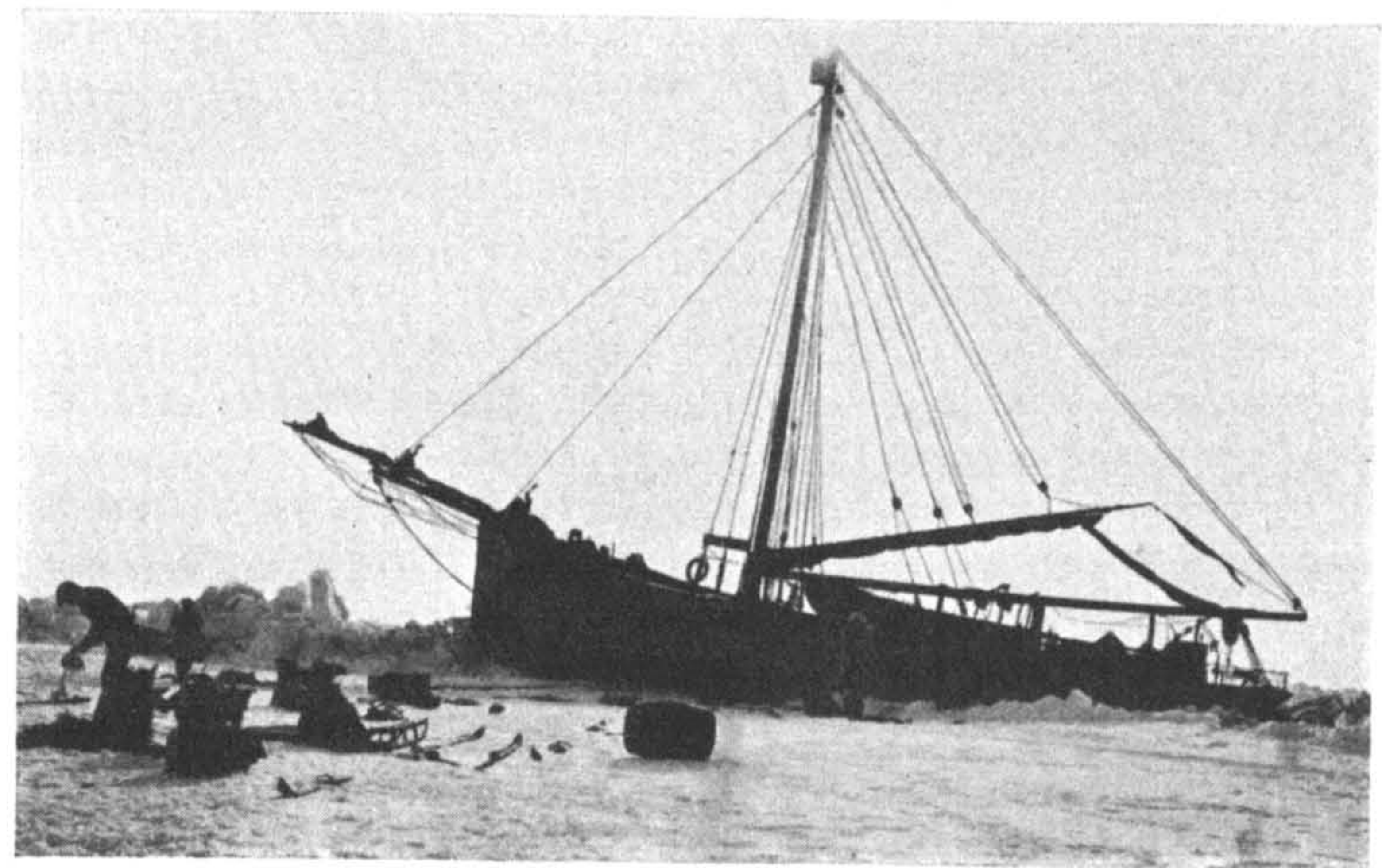
Am 21. Juni kehrten wir von der letzten Erkundungstour zurück. Unsere Aufgabe war erfüllt! Wir hatten Nordostland erreicht, die Nord- und Westküste, soweit sie in Betracht kamen, abgesucht und festgestellt, daß Schröder-Stranz das Land nicht betreten hatte. Unsere Blicke waren daher heimwärts gerichtet, aber noch immer lag „Lövenskjold“ reglos im Eise fest. Allerdings, eine Veränderung mußte über kurz oder lang kommen. Schon Mitte Juni hatten die ersten Bewegungen im Eise eingesetzt und die Eisfläche teilweise gespalten. Aber zu richtigen Pressungen kam es erst am 23. Juni.

Ich lag mit etwas Fieber und Kopfschmerzen in meiner Koje und las Mikkelsens Buch: „Ein arktischer Robinson“, als ich ein leises Kratzen und Ächzen längs der Schiffsseite vernahm, das von einem hohen, seltsam klagenden Ton begleitet war. Langsam wurde der Ton tiefer und tiefer, bis er in einem lauten dumpfen Knall sich auflöste. Im gleichen Augenblick erzitterte das Schiff und schüttelte sich, als ob eine unsichtbare Riesenhand es packen wollte. Ich schlüpfte schnell in Jacke und Hose und sprang an Deck, zu sehen, was vor sich ging. Überall ringsherum war das ganze Eis in Aufruhr. Schollen von drei Meter Dicke und mehr wurden gegeneinander geschoben und übereinander getürmt, als wären sie federleicht. Hier spaltete sich das Eis und öffnete sich zu einem schwarzen Abgrund, dort stürzte ein Eisturm mit Donnergewalt zusammen, daß man erschreckt zusammenzuckte. Ein grausig schönes Schauspiel! Unser kleines Schifflein wurde wie ein Spielzeug hin und her geschoben. Bald zeigte der Vordersteven nach Süden, bald nach Westen oder Osten, so daß man sich immer von neuem orientieren mußte. Stundenlang dauerten die Eispressungen an, mit mehr oder weniger starkem Getöse, wie von einem fernen Erdbeben, begleitet, bis es leiser und leiser wurde und schließlich erstarb.

Am Abend des 25. Juni drang bei einer neuen heftigen Pressung Wasser in den Maschinenraum und begrub den Motor zur Hälfte. Es gelang gerade noch, mit allen Pumpen sich der Wassermassen zu erwehren und das Leck einigermaßen abzudichten. Alle zwei Stunden mußte gepumpt werden, um Motor und Laderaum von Wasser freizuhalten. Am nächsten Tag wurde erhöhte Alarmbereitschaft befohlen. Der Nordwestwind hatte neue schwere Pressungen gebracht, die sich in der Nähe des Schiffes an der früheren Festeiskante am schlimmsten auswirkten. Die Schlitten wurden gerichtet, der Proviant und die gesamte Ausrüstung so verpackt, daß wir in kürzester Zeit alles über Bord auf das Eis werfen und an Land bringen konnten. Wir selbst durften nur noch in Kleidern schlafen.

Am 27. Juni war es fast vollkommen ruhig geblieben. Es schien, als ob das Eis sich endgültig friedlich verhalten wolle. Aber schon am folgenden Tag begann der Kampf von neuem, schlimmer als je zuvor. Die Katastrophe begann. Meterhohe Eishügel schoben sich an der Steuerbordseite zusammen und drohten auf das Deck herabzustürzen. Dazu heulte ein Sturm, daß man sich kaum ins Freie wagen konnte. Von beiden Seiten zusammengepreßt, schraubte sich „Lövenskjold“ auf das Eis hinauf, bis es unter der schweren Last auseinanderbrach und das Schiff mit einem Donnergeheul zwischen den berstenden Schollen ins Wasser stürzte. Im sel-

ben Augenblick drang von mehreren Seiten Wasser in das Schiffsinnere ein und überschwemmte in wenigen Minuten den Laderaum und die Kabinen. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde hastig aufs Eis geworfen und auf eine größere feste Scholle gezogen. Jeden Augenblick mußten wir befürchten, „Lövenskjold“ vor unsern Augen in die Tiefe sinken zu sehen; aber die unter das Schiff geschobenen, fünf bis sechs Meter dicken Schollen trugen das Wrack fest und sicher, obwohl über ein Meter Wasser in den Kabinen stand. Wir versuchten, mit Pumpen des Wassers Herr zu werden, um an die Einbruchstellen zu gelangen. Aber das war rein unmöglich. Nicht einen Zentimeter ging der Wasserstand zurück. „Löven-



„Lövenskjold“ vom Eise zerdrückt.

skjold“ war nicht mehr zu retten. Er mußte untergehen, sobald das untergeschobene Eis auseinanderbrach. So konnten wir wenigstens noch alles verwertbare Material abbauen und an Land ziehen, bevor die nächste Pressung das Schiff zum Sinken brachte.

Neben der Fanghütte am Beverlysund schlugen wir unser Notlager auf. Wir waren Schiffbrüchige und konnten sehen, wie wir uns nach Westspitzbergen retteten. Einen Monat dauerte der Zwangsaufenthalt am Beverlysund. Wir nützten die Zeit zur Vorbereitung für einen Eismarsch durch den sulzigen, nassen Sommer-Salzsnee, verstaute Apparate und Proviant in drei Ruderbooten, um abziehen zu können, sobald in erreichbarer Nähe eine Wasserrinne nach Westspitzbergen aufgehen sollte. Es war bereits Mitte Juli und noch immer

nichts vom „Aufgehen des Eises“ zu merken. Wasserrinnen und Seen waren wohl schon in größerer Zahl entstanden, aber sie verliefen alle quer zu unserer Fahrtrichtung und waren immer nur einige fünfzig bis hundert Meter lang. Die drohende Überwinterungsgefahr verdüsterte die Mienen der pessimistischen Schiffsmannschaft. Eisbären und Seehunde hatten wir lange nicht mehr gesehen, ebenso gab's hier oben kaum Flugwild, das als Vorrat für den Winter in Betracht gekommen wäre.

Endlich am 20. Juli kündete sogenannter „Wasserhimmel“ — ein durch Luftspiegelung des Wassers sich am Himmel abzeichnender dunkler Streifen — das Entstehen einer Rinne, die nach Süden zu sich ständig vergrößerte. Auf einer Anhöhe hatten wir unser Fernrohr aufgestellt und verfolgten mit klopfendem Herzen die Weiterentwicklung der Rinne. Schon vierzehn Tage vorher war bei gutem Ostwind eine solche Wasserstraße entstanden, aber über Nacht, als der Wind gedreht hatte, wieder verschwunden. Nun blies es tüchtig aus Nordost, und alle Anzeichen sprachen dafür, daß die Rinne sich weiter öffnete.

So wurde am 22. Juli der Aufbruchbefehl gegeben. Es war höchste Zeit, denn die Launen des hohen Führers hatten bereits zu schweren Differenzen Anlaß gegeben. An Bord und in der Fanghütte am Beverlysund, wenn keine körperliche Anstrengung erforderlich war und er nach Herzenslust der Ruhe pflegen konnte, ließ er uns junge Akademiker und die Schiffsmannschaft seine Macht fühlen und versuchte, uns im Kasernenhofton zu tyrannisieren. Sein Schnauzen stand im umgekehrten Verhältnis zu seiner körperlichen Leistung. Hätten wir hier überwintern müssen, so wäre eine innerpolitische Katastrophe unvermeidlich gewesen.

Der Marsch mit den drei schwerbeladenen Fangbooten über das brüchige Meereis machte ihn sehr kleinlaut. Zwölf Kilometer war die Rinne entfernt, und der Weg dorthin führte durch knietiefen Eisschlamm, über turmhohe Pressungen und morsche Schollen und hielt uns länger auf, als wir je geglaubt hätten. Die Hunde konnten in dem Salzsnee als Zugtiere nicht mehr gebraucht werden. Die scharfen Eiskanten schnitten die Pfoten wund, und das Salzwasser brannte in den Wunden, daß sie sich heulend vor den Schlitten auf den Boden legten und nicht mehr weiterzubringen waren. Wir mußten daher all unsere Schlitten und Boote selbst ziehen und jeden Weg vier- bis fünfmal zurücklegen, bis wir die ganze Ausrüstung an die Wasserrinne geschafft hatten. Zwei Tage und zwei Nächte dauerte die Schufferei ohne Schlafpause, und endlich, am 24. Juli, standen wir patschnaß — Graetz und ich waren zweimal bis zum Hals in dem eisigen Wasser ge-

legen — und todmüde an der Wasserkante zur Bootfahrt bereit.

Mit donnerndem Hurra wurden die drei Boote in See gesetzt und zur Ruder- und Segelfahrt hergerichtet. 13 Mann, 9 Hunde, 3 Schlitten, Zelte, Schlafsäcke, Instrumente, Proviant, alles mußte in den drei kleinen Booten untergebracht werden. Weit über den Rand waren sie angefüllt mit Kisten und Gegenständen, so daß Menschen und Tiere kaum Platz finden konnten. Dabei hatten wir schon einen großen Teil der Ausrüstung und vor allem unsere wertvollen Bärenfelle in der Fanghütte zurückgelassen, um eine zu starke Belastung für den Eismarsch und die Bootfahrt zu vermeiden. Mit drei-



Notlager am Nordkap Spitzbergens
(im Hintergrund das Schiff vom Eis umgeben).

stündiger Ablösung wurde gerudert. Ein Mann war dauernd damit beschäftigt, das von den Spritzwellen eindringende Wasser auszuschöpfen. In der Zwischenzeit saß man naß und vor Kälte schlotternd, zwischen Kisten und Hunden eingekeilt, und schlief, so gut es ging. Während der ersten Stunden hatten kleine Treibeisschollen die Rinne angefüllt und unser Vorwärtskommen sehr verlangsamt. Erst nach den Lawinseln wurde die Wasserstraße eisfreier. Mit vollen Segeln ging's nun rascher südwärts, aber Nebel und Schneetreiben erschwerten die Orientierung. Mit dem Kompaß hielten wir Kurs nach der Treurenburgbucht. In der Hinlopenstraße kam leichter Seegang auf, der uns bei dem starken Tiefgang der Boote von einer Angst in die andere jagte. Die acht Stunden Fahrt

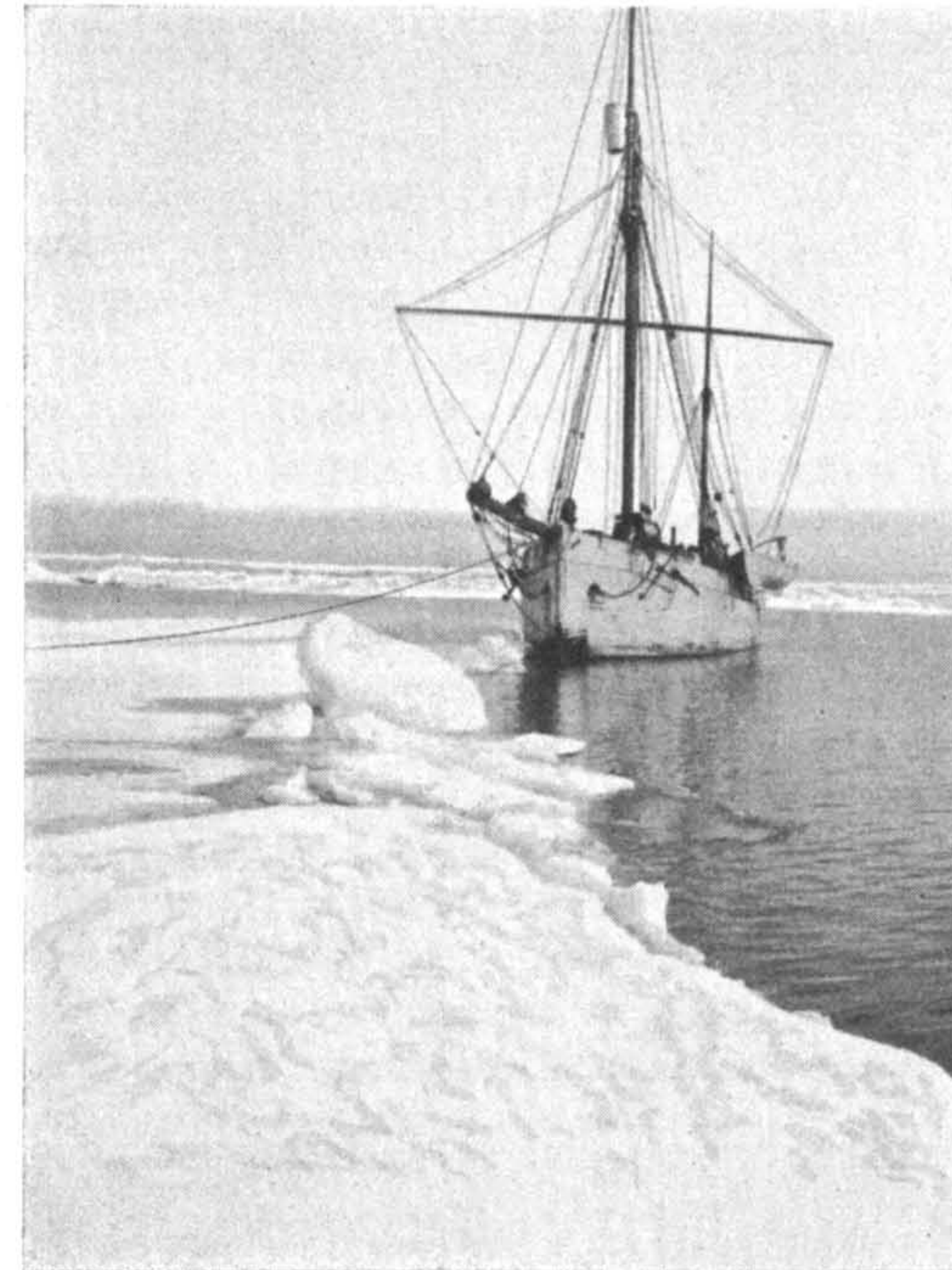
auf stark bewegter See kamen uns wie eine Unendlichkeit vor, als endlich Land aus dem Dunst auftauchte. 20 Stunden hatte die Bootfahrt gedauert, nun waren wir gerettet.

Ohne zu wissen, in welche Bucht Spitzbergens uns Wind und Strömung verschlagen hatte, legten wir uns zunächst nach den tage- und nächtelangen Strapazen im rasch aufgeschlagenen Zelt zu einem ausgiebigen Schlaf nieder. Anderntags, als der erste von uns nach 15 Stunden erwachte, hatte sich der Nebel fast vollkommen verzogen, und wir stellten die Gegend als Kap Forster, am Osteingang zur Treurenburgbucht, fest. Nun gab's kein Halten mehr. In einer Stunde waren wir beim Haus der schwedischen Gradvermessungsexpedition, in dem wir gerade vor drei Monaten mit Rave, Rüdiger und den Staxrud-Leuten zusammengetroffen waren. Ganz hinten in der Bucht lag „Herzog Ernst“, noch immer vom Eise umringt, im Winterschlaf. Auf dem Wege dorthin trafen wir Staxrud selbst, der am 16. Juni von Adventbai hierher zurückgekommen war und seither vergeblich auf eine Möglichkeit, nach Nordostland überzusetzen, gewartet hatte. Als wir ihm berichteten, daß wir das ganze Gebiet abgesucht hatten, gab er seinen Plan als nutzlos auf, und wir beschlossen, „Herzog Ernst“ aus dem Eise zu sprengen und zusammen nach Norwegen zurückzukehren.

Am 30. Juli dampfte das ehemalige Schiff von Schröder-Stranz mit Staxruds und unserer Expedition, mit 36 Hunden und einem jungen Eisbären an Bord, zur Treurenburgbucht hinaus, ostwärts zur Hinlopenstraße. Der Weg westwärts, der Nordküste entlang, war noch immer blockiert und unpassierbar. So versuchten wir im Osten von Spitzbergen den Eisgürtel zu durchbrechen. Wir kamen aber nur bis zur Höhe der Williaminsel. Festes, ungebrochenes Eis versperrte uns auch hier den Weg. Staxrud ließ sich auf das Eis absetzen, um mit Schlitten und Hunden über das Inland nach dem Eisfjord und der Adventbai zu gelangen. Biehler, der sich ernstlich mit Lerner überworfen hatte, schloß sich Staxrud an. Wir übrigen fuhren die Hinlopenstraße nordwärts wieder zurück, um noch einmal einen Versuch zu wagen, das Eis der Nordküste zu durchbrechen. Nach 6ostündiger, grandioser Fahrt durch viele Kilometer breites, dichtes Treibeis gelang es uns, die eisfreie Nordwestecke Spitzbergens zu erreichen. Es war eine Fahrt auf Biegen oder Brechen. Stundenlang mußten oft die größten Eisschollen gerammt werden, um eine Verbindung zweier Wasserrinnen freizugeben, stundenlang saß der Eislotse im „Krähennest“, hoch oben am Mast, um das Schiff durch das wilde Gewirr der Eisschollen zu steuern, bis endlich am Morgen des 4. August die Eiskante passiert und das offene Meer erreicht war. Am 16. August 1913 liefen

wir wieder im Hafen von Tromsö ein, umringt von Motor- und Ruderbooten, die uns voller Neugierde und Interesse entgegengefahren waren, um Einzelheiten über Schröder-Stranz und seine Leute zu hören.

Eine große Polartragödie fand damit die Bestätigung ihres Endes. Als junger Leutnant des Colbergschen Grenadierregiments Nr. 9 wollte Schröder-Stranz sich als Polarfahrer einen Namen machen und die nordöstliche Durchfahrt, nörd-



Auf der Heimfahrt mit „Herzog Ernst“.

lich um Asien herum, wiederholen. Da ihm und seinen deutschen Begleitern jegliche Erfahrung in der Arktis fehlten, und außerdem die erhofften Geldspenden ihm, dem in der Polarforschung unbekanntem Manne, nur spärlich eingingen, unternahm er zunächst diese Vorexpedition nach Spitzbergen. Als Ziel der Fahrt wählte er den wenig bekannten und schwer erreichbaren Teil Spitzbergens, das Nordostland. Durch eine schneidige — zu so später Jahreszeit aber tollkühne — Schlittenreise quer über das Inlandeis Nordostlands, über die berühmte Hinlopenstraße hinweg zur Treurenburgbucht und

schließlich durch das weite vergletscherte Gebirge Nordwestspitzbergens bis zur Croßbai hoffte er der Welt volle Anerkennung abzutrotzen.

In Tromsö kaufte er das Fangschiff „Sterling“ und taufte es „Herzog Ernst“ nach dem Protektor der Expedition, dem Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg. Am 5. August 1912 verließ „Herzog Ernst“ den Hafen von Tromsö und dampfte nach der Ostküste Spitzbergens ab. Schon der erste Plan, um die Ostseite Spitzbergens herum die Nordostecke Nordostlands zu erreichen, blieb im Eise stecken. Auf 77° 3' nördlicher Breite mußte gewendet und Kurs um die West- und Nordküste Spitzbergens nach Nordostland genommen werden. Am 15. August 1912 wurde „Herzog Ernst“ nördlich von Nordostland, etwa in der Mitte zwischen dem Nordkap und Kap Platen, auf 80° 26' n. Br. und 21° 10' ö. L., von der ungebrochenen Packeiskante aufgehalten. Schröder-Stranz ließ sich hier mit Kapitänleutnant Sandleben, dem Geographen Dr. Max Mayr und seinem Privatsekretär Richard Schmidt auf das Eis absetzen. Das Schiff erhielt den Befehl, nach der Treurenburgbucht zurückzufahren, dort in dem Haus der früheren schwedischen Gradvermessungsexpedition ein Proviantdepot niederzulegen und dann im Westen Spitzbergens, in der Croßbai, bis zum 15. Dezember auf ihn und seine drei Kameraden zu warten. Wie wenig Kenntnis Schröder-Stranz von der Arktis hatte, zeigte schon diese letzte Anordnung, bis mitten in den Winter hinein zu warten, wo Kälte, Dunkelheit und Eis jede Schiff- und Schlittenreise unmöglich machten.

Nach der Abfahrt des Schiffes waren Schröder-Stranz und seine drei Kameraden mit acht Hunden, einem größeren Boot, drei Kajaken, zwei Zelten, zwei Schlitten, Waffen, Instrumenten und mit Proviant für zwei bis drei Monate allein auf dem Eis zurückgeblieben. Seither blieben sie verschollen. Irgendwelche Spuren der Abteilung wurden von uns, wie bekannt, nicht gefunden. Nach den Aufzeichnungen des Bordbuches hatte bald nach der Wegfahrt des Schiffes ein starker Süd Sturm eingesetzt, der höchstwahrscheinlich das Eis vom Lande abbrach und mit den Leuten nach Norden trieb. Was ihnen dabei zugestoßen ist, ist schwer zu sagen. Vielleicht haben sie bei diesem Sturm ihre Ausrüstung verloren und das Boot ist von den Schollen zerdrückt worden, so daß sie hilflos im Eismeer zugrunde gingen.

Die zweite Tragödie ereignete sich weiter südlich, in der Treurenburg- oder Sorgebucht. Dort hatten am 22. August die Schiffsbesatzung und die auf der „Herzog Ernst“ zurückgebliebenen Wissenschaftler das Proviantdepot an Land gebracht, sich aber während der folgenden Tage wegen schlechten Wetters verleiten lassen, in der Bucht vor Anker zu blei-

ben. Am 25. August legte sich bei Nordwestwind Eis vor den Ausgang der Bucht und setzte sie gefangen. Bis zum 20. September versuchte Kapitän Ritscher verzweifelt, die Eisbarriere zu durchbrechen, dann gab er das Rennen auf und flüchtete vor neuanstürmendem Treibeis nach dem Innern der Bai. Statt nun auf dem vollkommen intakten Schiff zu überwintern, beschlossen Schiffsbesatzung und Wissenschaftler mit Ausnahme dreier Norweger — zwei Matrosen und der Mannschaftskoch Knut Stave —, über Land nach Adventbai, einer Kohlenstation im Eisfjord, zu gehen. Der Weg betrug in gerader Linie ungefähr 200 Kilometer und wäre von tüchtigen Skiläufern und Sportsleuten in längstens sechs bis acht Tagen zurückgelegt worden. Aber keiner der Leute war skitechnisch oder hoctouristisch so bewandert, daß er die Führung hätte übernehmen können. Kapitän Ritscher hatte wohl nach Schröder-Stranz die höchste Befehlsgewalt, aber für den Landmarsch traute er sich die Verantwortung nicht zu und griff vor allem im entscheidenden Moment nicht durch. So kam es, daß zwei der deutschen Gelehrten, Dr. Detmers und Dr. Moeser, an der Mosselbai sich von den übrigen trennten und auf eigene Faust der Ostküste des Wijdefjords entlang zogen. Auch von ihnen hat man keine Spur mehr gefunden.

Aber auch bei den übrigen ging es nicht ohne schwerste Opfer ab. Dr. Rüdiger erfor sich beim Überschreiten des Wijdefjords einen Fuß und mußte in einer Hütte am Eingang zum Fjord liegen bleiben. Sein Landsmann, Marinemaler Rave, blieb bei ihm, während die andern südwärts weitermarschierten, um Hilfe zu holen. Nach sieben Wochen vergeblichen Wartens in der primitiven Hütte und fast ohne Proviant kehrte Rave mit Rüdiger zum Schiffe zurück. Mit rührender Geduld pflegte er seinen kranken Kameraden während der langen Winternacht und amputierte schließlich mit einer Laubsäge die erfrorenen Zehen, als sie anfangen, in Fäulnis überzugehen. Ende April 1913 fanden Staxrud und wir die beiden im Haus der Treurenburgbucht.

Die vier andern, Kapitän Ritscher, der Maschinist Eberhardt, der norwegische Eislotse Stenersen und der Matrose Rotvold, waren am 8. Oktober nach Zurücklassung von Rave und Rüdiger weiter südwärts gezogen. In einer Fanghütte am Ende des Wijdefjords wurden sie über zwei Monate durch Nebel und Schneestürme festgehalten. Erst am 19. Dezember brachen sie von dort auf. Die beiden Norweger und der Maschinist weigerten sich aber, entgegen der Verabredung, mit Ritscher weiter nach Süden zu gehen, sondern kehrten zum Schiffe zurück. Nur der Kapitän wollte unter allen Umständen sein Rave und Rüdiger gegebenes Versprechen, von Ad-

ventbai Hilfe zu holen, einlösen. Allein, trotz der Winternacht, nur mit etwas Renntierfleisch als Proviant und ohne Schlafsack, machte er sich auf den Weg über das ihm unbekannte Gebirge und den erst teilweise zugefrorenen Eisfjord. Mehrmals brach er durch das dünne Neueis durch und erfror sich dabei beide Füße und eine Hand. Immer wieder mußte er vor offenen Wasserrinnen liegen bleiben und abwarten, bis sie durch die Winterkälte zugefroren und das Neueis tragfähig geworden war. An längeren Schlaf, der gleichbedeutend mit Erfrierungstod gewesen wäre, durfte er nicht denken. Nur viertelstundenweise konnte er sich in diesen acht langen, nachtdunklen Wintertagen mit an die Ohren gebundenem Taschenwecker ausruhen, dann mußte er weitergehen, seine eiskalten Glieder zu erwärmen. An den letzten zwei Tagen, als er schon die Lichter der Kohlenstation durchblinken sah, schleppte er sich mit unerhörter Energie, den größten Teil des Weges auf den Knien rutschend, weiter und erreichte in den Weihnachtstagen körperlich und geistig vollkommen zerrüttet in hilflosem Zustand die Wohnhäuser der Kohlenstation. Bewußtlos vor der Türe liegend fand ihn ein Arbeiter, als er morgens zur Arbeitsstätte gehen wollte. Über ein halbes Jahr blieb der tapfere Deutsche bettlägerig und mußte sich mehreren Amputationen unterziehen.

Die beiden Norweger, Stenersen und Rotvold, waren am Weihnachtsabend wieder bei dem Schiffe in der Sorgebai angekommen. Den Maschinisten Eberhard hatten sie unterwegs verloren. Auf dem Marsch über den Wijdefjord war er zurückgeblieben und wurde nie wieder gesehen. Am 24. Februar schließlich starb noch der Koch, Knut Stave, in der Sorgebucht.

Ein trauriges Ergebnis einer Expedition. Von 15 Teilnehmern kehrten nur sieben zurück, von zehn deutschen nur drei, davon zwei als Invaliden. Rave war der einzige, der ohne dauernden Schaden die Heimat wiedersah.

Von der Adventbai war Januar 1913 der Hilferuf Kapitän Ritschers nach Deutschland gekommen. Es hatte sich ein offizielles Hilfskomitee in Berlin gebildet, das zur Entsendung einer Hilfsexpedition mit Norwegen Fühlung nahm. Inzwischen schickte die Kohlenstation Adventbai am 24. Januar 1913 vier Mann mit Schlitten und Hunden zur Hilfe in Richtung Wijdefjord aus, die aber jenseits des Eisfjords wieder umkehren mußten. Ein Mann hatte sich im Nebel und Schneesturm die Füße erfroren und mußte sich schließlich selbst retten lassen.

Eine zweite Hilfsexpedition ging am 21. Februar von der Croß- bzw. Kingsbai unter Führung von Dr. Kurt Wegener, dem Leiter des dortigen deutschen Observatoriums, nach dem

Wijdefjord ab. In vierwöchentlichem, überaus anstrengendem und bei der schlechten Ausrüstung bewundernswert ausgeführtem Marsch wurden sämtliche Fanghütten des Fjords abgesehen. Als sie in einer der Hütten noch ein Faß Salzfleisch fanden — verhungert konnte also niemand sein — und die Aufzeichnungen erkennen ließen, daß Rave und Rüdiger und zuletzt die Schiffsleute wieder zum Schiff zurückgegangen waren, traten sie am 25. März den Rückmarsch zur Kings- und Croßbai an.

Während diese beiden Hilfsaktionen von Stationsmitgliedern Spitzbergens unternommen wurden, hatte sich in Deutschland — wie üblich — das anfangs gemeinsame Hilfsunternehmen in zwei feindliche Gruppen, Berlin — Frankfurt am Main, gespalten. Das Berliner offizielle Hilfskomitee, hinter dem die deutsche Regierung stand, hatte sich hilfe flehend nach Norwegen gewandt und sich somit das Armutzeugnis ausgestellt, selbst unfähig zu sein, die eigenen Landsleute zu retten. Es sandte eine rein norwegische Expedition unter Führung Kapitän Staxruds aus, der bei der Kartographie Spitzbergens mitgearbeitet hatte.

Von Frankfurt wurde schließlich unsere Hilfsexpedition unter Führung Lernalers ausgesandt, an der nur Deutsche — ausgenommen die norwegische Schiffsbesatzung — teilgenommen haben. Es war uns eine besondere Genugtuung, daß von allen Hilfsunternehmungen wir die einzigen waren, die Nordostland erreicht und seine Küsten nach Spuren der Verschollenen abgesehen hatten. Staxrud selbst hat in seinem Buch: „Die Expeditionen zur Rettung von Schröder-Stranz und seinen Leuten“ uns das beste Zeugnis ausgestellt mit den Worten: „Die Schlittenexpeditionen, welche die drei deutschen Doktoren Biehler, Villinger und Graetz hier ausgeführt haben, muß man als eine glänzende Leistung ansprechen, wenn man das schlechte Hundematerial, das sie hatten, einerseits und andererseits die Tatsache bedenkt, daß sie alle drei zum ersten Male sich in arktischen Regionen befanden.“

Uns war es also bestimmt, die Ehre Deutschlands zu retten, wenn wir auch nur als Privatunternehmen ohne jede Unterstützung der Regierung oder der prominenten Persönlichkeiten die Fahrt nach Spitzbergen antraten.



Eine Schlittentour auf dem Nordostland Spitzbergens.

Von Gerhard Graetz.

Am 27. Mai 1913 verließ ich in Begleitung von Allgeier mit einem Schlitten und vier Hunden unser Schiff „Lövenskjöld“, das einige Kilometer westlich vom Nordkap des Nordostlandes im Eise eingeschlossen lag. Unsere Aufgabe war — zur Ergänzung unserer bisherigen Nachforschungen — die Küste östlich des Nordkaps nach Spuren der Schröder-Stranz-Expedition zu untersuchen.

Unser Aufbruch erfolgte nachts 11 Uhr; auf dem Schlitten hatten wir die übliche Lager- und Jagdausrüstung sowie Proviant für 8—10 Tage. Die Skibahn war zunächst nicht schlecht, doch zeigten sich im Schnee schon viele dunkle Stellen, sog. Salzsnee, ein Zeichen dafür, daß mit steigender Temperatur und eintretender Schneeschmelze der Schnee über dem Meereis sich mit Salzwasser durchtränkte. Nach 1½-stündigem Marsch erreichten wir das Nordkap, einen imposanten, in fast senkrechten Felsabstürzen sich erhebenden Berg.

Um den besten Weg durch das von Pressungen nach allen Richtungen durchzogene Festeis ausfindig zu machen, stieg ich in den Felsen 60—70 m in die Höhe. Von da oben bot sich in der klaren windstillen Luft ein großartiger Rundblick über das von der Mitternachtssonne beleuchtete, ringsum mit Eis bedeckte Polarmeer bis zu den sieben Inseln im Norden, nach Osten bis in die Gegend der Rijp-Bay, die ich auf unserer ersten Schlittentour, zusammen mit Biehler und Villinger, schon kennengelernt hatte.

Ein Renttier, das in 200 m Entfernung an einem steilen Schneehang unter dem obersten Felsturm des Nordkaps seine Nahrung — vom Schnee bedecktes Renttiermoos — suchte, verschwand in schnellen Fluchten um die nächste Felsecke. Während ich von dem Gelände eine kurze Skizze machte kam Bobby, einer unserer Hunde, der sich stets durch Gaunerstreiche, dagegen weniger durch Zugleistungen auszeichnete, mit durchbissener Leine in meinen Spuren nachgeklettert. Nachdem die Leine wieder geflickt war, ging es weiter, um das Nordkap herum und quer über das Meereis nach der Nordspitze der Castrén-Insel. Ich ging auf Skiern voraus, um durch die oft meterhohen Eispressungen den besten Weg für den Schlitten zu suchen, während Allgeier Hunde und Schlitten dirigierte. Inmitten einer starken Pressung brachen plötzlich zwei Hunde durch die Schneedecke durch und fielen ins Wasser. Allgeier rutschte ebenfalls

zurück und konnte sich gerade noch am Rande der einen Scholle halten, auch der Schlitten war in Gefahr, ins Wasser zu rutschen. Mit vieler Mühe wurden die Hunde wieder herausgezogen und der Schlitten über die gefährliche Stelle hinwegbugsiert. Durch die bessere Gewichtsverteilung war ich mit meinen Skiern glatt über die Stelle hinweggekommen. Durch den Schaden gewitzigt, wurden jetzt alle verdächtigen Stellen mit dem umgekehrten Skistock auf ihre Tragfähigkeit untersucht.

Dauernd zwingen uns fast unpassierbare Eispressungen zu Umwegen, wir machten einen Bogen nach Süden und suchten mit dem Fernglas die ganze Küstenlinie nach Zeichen der verschollenen Expedition ab. Schließlich gelangten wir ziemlich ermüdet an die Nordspitze der Castrén-Insel und schlugen im Windschutz eines vorspringenden Felsens das Lager auf. Während ich die Hunde fütterte und mich außerhalb des Zeltbesatzes beschäftigte, kochte Allgeier das Abendessen, das der Uhrzeit nach allerdings nicht abends, sondern 9 Uhr morgens eingenommen wurde. Es hatte sich nämlich als praktischer herausgestellt, während der Nacht — soweit man von Nacht reden kann, da um diese Jahreszeit ja immer die Sonne über dem Horizont steht — zu marschieren und tagsüber zu ruhen, weil nachts die Schlittenbahn besser war und es andererseits am Tage infolge des höheren Sonnenstandes um einige Grade wärmer wurde.

Wir waren beide so müde, daß wir während des Essens mehrmals einschliefen. Nach einigen Stunden wurden wir durch starkes Hundegebell alarmiert und stürzten mit dem Jagdgewehr bewaffnet aus dem Zelt hinaus, um den als Ursache des Alarms vermuteten Eisbären zu erlegen. Es war jedoch weit und breit nichts zu entdecken. Nachdem das Frühstück eingenommen, das Lager abgeschlagen und alles auf dem Schlitten kunstgerecht verstaut war, ging der Marsch um 12 Uhr nachts weiter. Das Wetter hatte sich inzwischen verschlechtert; starker, kalter Wind und Nebel waren eingetreten. An der Ostküste der Castrén-Insel zogen wir unmittelbar am Ufer entlang nach Süden. In den Felsen der Insel entdeckte ich zwei Renttiere. Durch ein Umgehungsmanöver kam ich in günstige Windrichtung und näherte mich, von Felsblock zu Felsblock kriechend, bis auf 40 m, von wo ich das eine erlegte. Das andere Renttier schaute verwundert auf seinen toten Kameraden und zog sich dann Schritt für Schritt zurück. Offenbar waren die Tiere noch nie mit Menschen in Berührung gekommen. Nachdem das Renttier kunstgerecht abgestreift war — bei der Kälte kein reines Vergnügen —, wurden Fell und Fleisch auf den Schlitten geladen.

Nach Verlassen der Castrén-Insel wurden einige kleinere südlich gelegene Inseln abgesucht. Überall an der Küste fanden sich zahlreiche Rentier- und Bärenspuren und große Mengen von angeschwemmtem Treibholz.

Um auf etwas flacheres Eis zu kommen, waren wir gezwungen, wieder einen Bogen nach Süden zu machen und auf diesem Wege das Festland bei Extreme Hook zu erreichen. Zeitweise erschwerte dichter Nebel die Orientierung, dann wieder fegte der starke Südwestwind die Nebelwand für Augenblicke auseinander, so daß die nach dem Kompaß eingehaltene Route nach markanten Punkten am Festland korrigiert werden konnte. Auf dem flachen Eis kamen wir jetzt rascher vorwärts. Plötzlich entdeckten wir vor uns im leichten Nebel einen schwarzen Fleck. Beim Näherkommen entpuppte sich derselbe als ein kleiner Seehund, der sich behaglich im Schnee wälzte. Als wir darauf zugingen, verschwand er mit einem Schlag, und wir sahen nur noch ein Loch in dem meterdicken Eis, das er sich den ganzen Winter über offen gehalten hatte. Es war ein kreisrunder enger Kanal, der gerade den Körper des Tieres durchließ.

Um 11 Uhr vormittags wurde das Lager auf Extreme Hook bezogen und ein feudales Essen mit Rentierbeefsteak und Makkaroni bereitet. Das dicke Winterfell des Rentieres diente als Unterlage für den Schlafsack. Es hatte nur den Nachteil, daß sehr viel Haare ausgingen und in das Essen fielen. Doch gewöhnt man sich auf einer Polarexpedition an derartige Kleinigkeiten. Unangenehm war es, daß sich bei mir Symptome von Schneeblindheit bemerkbar machten. Bei der schwierigen Orientierung war ich öfters gezwungen gewesen, die Schneibrille abzunehmen. Ich bemerkte jetzt ein intensives Brennen in den Augen, das durch ausströmende Petroleumgase des Primuskochers im Zelt noch verstärkt wurde.

Am 30. Mai verzögerte sich unser Aufbruch infolge dichten Nebels. Der Abmarsch erfolgte schließlich um 12 Uhr, und zwar quer über die große, von festem Eis erfüllte Bucht nach der Scoresby-Insel, die in Luftlinie ungefähr 20 km entfernt liegt. Wir verließen das Land, nachdem der Kompaß genau auf die Mitte der Insel eingestellt war, und tappten im Nebel darauflos, dieses Mal Allgeier an der Spitze, da ich infolge meiner heftigen Bindehautentzündung fast nichts sehen konnte. An einer steilen, ungefähr 3 m hohen Schneewehe blieb der Schlitten stecken. Die Hunde fielen wie wahnsinnig geworden übereinander her, verbissen sich gegenseitig, der Schlitten rutschte zurück, und ich lag darunter. Nach wenigen Stunden Wegs tauchte aus

dem Nebel die flache Scoresby-Insel auf. Infolge zunehmender Schmerzen in den Augen war der Marsch gerade kein Vergnügen, oft stolperte ich in der unsicheren Beleuchtung auf dem unebenen Eis und in Schneewehen. Schließlich konnten wir aber doch gegen Abend in einer kleinen Schlucht der Insel das Zelt aufschlagen. Die Augen wurden mit kalten Umschlägen behandelt, worauf Besserung eintrat. Allgeier funktionierte als Küchenchef und gegen Mitternacht, als wir uns schlafen legten, kam die Sonne wieder zum Durchbruch. Aus dem Schlaf wurden wir durch plötzlich einsetzendes Hundegebell geweckt, kümmerten uns jedoch nicht weiter darum. Später fanden wir die Erklärung dafür in ganz frischen Bärenspuren in einem Schneehang ungefähr 30 m vom Zelt entfernt.

Der nächste Tag wurde als Ruhetag benutzt, abends machten wir eine Fahrt um die ungefähr 6 km lange Insel, die genau nach Spuren der verunglückten Expedition untersucht werden mußte, da in unmittelbarer Nähe Schröder-Stranz mit seinen drei Begleitern das Schiff verlassen hatte. Da ich immer noch unter meiner Bindehautentzündung zu leiden hatte, andererseits ein längerer Marsch über das manchmal unsichere Eis für Allgeier allein zu riskiert war, ließ ich mich von ihm auf dem Schlitten, in einem Schlafsack warm eingehüllt, um die Insel fahren. In drei Stunden war die für mich ganz bequeme Fahrt um die Insel beendet.

Nach kurzem Aufenthalt am Lagerplatz ging es weiter quer über das Meereis nach Kap Wrede. Die Schneebahn war auf dieser Strecke infolge geringerer Eispressungen wesentlich besser, bis auf eine kürzere Strecke, wo wir durch schweren nassen Salzsnee waten mußten. Wir sahen dort viele Seehunde vor ihren Löchern liegen, kamen aber nie auf Schußweite heran. Immer waren sie wie vom Eis verschluckt verschwunden, sobald wir uns näherten. Mit dem Zeißglas entdeckten wir in großer Entfernung einen riesigen Eisbären auf der Seehundsjagd. In mächtigen Galoppsprüngen ging er auf eine Gruppe von drei Seehunden los, die gemütlich beieinander lagen. Aber dem Eisbär ging es wie uns: Sobald er an die Seehunde herankam, waren sie verschwunden. Mit dem Fernglas konnten wir die interessante Szene sehr gut beobachten. Nach diesem Mißerfolg machte der Eisbär Kehrt; er hatte uns scheinbar entdeckt und kam in raschem Tempo auf uns zu, offenbar, um zu untersuchen, ob sich bei uns wohl die Jagd eher lohnen würde. Wir legten schnell den Schlitten auf die Seite, um die Hunde am Weiterlaufen zu verhindern, und gingen ihm entgegen. Wir kamen bis auf 200 m heran, wobei der Bär uns mißtrauisch beobachtete. Im gleichen Augenblick fingen

zwei unserer Hunde, die mit abgebissener Zugleine unsern Spuren gefolgt waren, zu bellen an, worauf der Eisbär natürlich flüchtig ging. Hätten wir richtige Polarhunde gehabt, statt unserer in Frankfurt am Main zusammengelesenen Hunde, dann hätten wir ihn wohl erwischt. Jedenfalls war es ein grandioser Anblick, wie der riesige Eisbär mit unglaublicher Schnelligkeit bald flüchtend, bald nach uns umschauend, in der herrlichen Polarlandschaft verschwand. Auch weiterhin sahen wir noch viele Bärenspuren, meist nach Süden gegen die Ripp-Bay zu verlaufend. Kurz nach Mitternacht kamen wir am Kap Wrede, dem Endpunkt unserer Fahrt, an.

Kap Wrede, ein noch imposanterer Felsberg wie das Nordkap, von mehreren hundert Metern Höhe, war von Tausenden von Vögeln bevölkert, die in den Felsennischen nisteten und aufgeschreckt ein unbeschreibliches Gekreische erhoben. Von einem erhöhten Standpunkt aus folgte noch ein Rundblick in die von kaum passierbarem Preßeis erfüllte Zorgdrager-Bucht. Dann ging es zurück zum Lager. Zum erstenmal merkte man auch hier oben im hohen Norden etwas von dem nahenden Frühling; nach der intensiven Kälte der letzten Wochen fühlte man in der wärmeren Frühjahrsluft eine gewisse Schlaptheit.

Am 2. Juni, abends 7 Uhr, wurde der Rückmarsch nach dem Schiff angetreten. Wir folgten unsern alten Spuren, soweit sie noch vorhanden waren, und erreichten nach einem Gewaltmarsch von neun Stunden morgens 4 Uhr Extreme Hook. Hier ruhten wir auf unsern Lorbeeren aus, indem wir mehrere Stunden mit Kochen zubrachten, ein Menu von fünf Gängen verzehrten und uns zu einem ausgiebigen Mittagschlaf niederlegten. Die zunehmende Wärme machte sich allmählich im Zelt unangenehm bemerkbar, da infolge der Schneeschmelze die Schlafsäcke von unten her langsam feucht wurden. Abends 8 Uhr, nach ergiebigem Frühstück, machten wir uns zum letzten Tagesmarsch auf. Es war eine herrliche Polarnacht. In schönstem Sonnenschein zogen wir über die unendliche Eisfläche, zur Linken die Küste, deren Bergspitzen nur von einem leichten Dunstschleier bedeckt sind. Der Sonne gegenüber strahlte in allen Farben des Spektrums ein wunderbarer Nebelbogen.

Es war wieder merklich kalt geworden, so daß wir eine glänzende Skibahn hatten. Der Weg ging dieses Mal nicht um das Nordkap herum, sondern die nähere Route durch den Beverly Sund. Schon aus weiter Entfernung sahen wir die Mastspitzen unseres Schiffes über das Eis emporragen und bereits eine Stunde später wurden wir von den Schiffsleuten freudig begrüßt und beglückwünscht. Auch Biehler und

Villinger, die die Westküste zur Wahlenbergbai abgesucht hatten, waren zum Schiff zurückgekehrt, wo wir unsere gegenseitigen Erlebnisse austauschen konnten.

Wir hatten mit unsern Schlittenreisen einwandfrei festgestellt, daß die Vermißten nirgends das Festland erreicht hatten, und damit war die Ungewißheit über ihr Schicksal aufgeklärt, so daß zwecklose, weitere gefährliche Nachforschungen vermieden werden konnten.

Besteigung des Vignemale (3300 m).

Von Charles Haren.

C a u t e r e t s (Pyrenäen), 22. Juni 1927.

Heute ist Ruhetag. Da durchwandere ich gerne dieses einsame Hochtal, dessen wilde Hänge nur fünf Monate schneefrei sind. Struppig und gelb ist das Gras, noch niedergedrückt von der Last des getauten Schnees. — Aber am Waldrand, dort wo man ins Freie tritt nach der Steigung, flammen tausend und tausend Alpenrosen. — Ihr leuchtendes Rot ist so warm und treuherzig, so überraschend frisch und lustig wie lachende Kinderaugen im grauen Alltag. Und ehe ich's gewahr werde, sitze ich mitten in all der lachenden Blütenfülle, und meine Gedanken wandern weit, vor meinen Augen erstet noch einmal die Besteigung des Vignemale.

Tiefe Wolken lagerten über dem Tal von Cauterets, als ich frühmorgens zu der Therme Cesare hinaustieg. „Trockener Nebel — gutes Wetter“ — hatten sie mich im Tal belehrt. — Gegen unsere Verabredung hatte mein Begleiter einen Träger engagiert. Die Hütte wäre noch verschlossen und den Schlüssel hätte man nicht anders bekommen können. — So gingen wir zu dritt die Talschlucht entlang, in der ein gewaltiger Bergbach rauscht und braust. — Und weiter — durch den Hochwald — das Auge nimmt trunken all die Schönheiten auf — fremde, nie gesehene Bäume, junges frisches Grün über mächtigen Felsblöcken — dazwischen dunkle ehrwürdige Tannen — deren Äste sich müde neigen von der Last des getauten Winterschnees — bis zum Boden, wo die leuchtenden Alpenrosen zwischen den Felsen über die ersten Freunde zu spotten scheinen.

Über dem Weiterwandern muß ich immer an den tief naturreligiösen Franz von Assisi denken; sprach er nicht als erster vom Bruder Mond und Schwester Sonne? Sind nicht Bäume und Blüten auch liebe Geschwister? — Mir

will es scheinen, als passe das liebe Wort Schwesterchen für niemanden besser als für die Alpenrosen. —

Weiter geht's, Rauschen und Brausen, immer näher, immer mächtiger — und dann der Wasserfall des Pont d'Espagne. Es ist, als quelle das Wasser aus dem Horizont. Und in der Nacht (später sah ich ihn in der Nacht) ist er silberglänzend, als käme er aus der Ewigkeit der Sterne wie der Strom der Zeit: kaum Gegenwart, schon Vergangenheit. — Eine Herde Schafe ruht dicht aneinandergedrängt neben einer Hütte. Ihre Wolle ist viel weißer als bei unsern Schafen. Die Hörner stehn korkzieherförmig wagrecht vom Kopfe ab. Sie kommen von weit her und werden ins Hochtal getrieben, wo sie wochenlang ohne Hirten bleiben.

Wir verlassen hier den Maultierpfad, der nach der spanischen Grenze zieht, und betreten auf steinigem steilen Weg „La Vallée du Lac de Gaube“. Hier sind die ganzen Hänge bedeckt mit Alpenrosen. Durch ein Loch in den Nebelwolken erscheint wie eine Fata Morgana der Gipfel des Vignemale im hellblauen Himmel. Wir werden also schönes Wetter haben. Welch frohe Verheißung in diesem regenreichen Sommer! Die Landschaft vor dem See gehört zu den schönsten, die ich je gesehen habe. Uralte Kiefern stehen am Steilhang und bilden auf dem teichförmig erweiterten Fluß Silhouetten, wie ich sie nur an der Riviera gesehen habe. Der Teich wird zum Sumpf und schimmert verträumt blaugrün und golden von unten herauf. Darin liegen Leichen von Kieferstämmen, die der Blitz erschlagen, der Wintersturm entwurzelt und der Gletscher hierhergeführt hat. Bald sind wir am „Lac de Gaube“. — Aber wo sind seine berühmten Farbenspiele und Spiegelungen im wechselnden Licht? Der sanfte Morgenwind hat seinen Spiegel getrübt. Das Wasser glitzert zu unsern Füßen wie flüssiges Metall. — Und dort drüben schon der erste Schnee, der dieses Jahr weit hinunterreicht. — Wir suchen die Schneibrillen. —

1 — 2 — 3 — 4 und eine halbe Stunde — und wir stehen am Fuße des Gletschers, aus dem der Gipfelturm des Vignemale als wuchtige Felspyramide von 1200 Meter emporragt. Und da endlich eine Stunde Mittagspause. — Im Schatten der Felsen ist es kalt, in der Sonne zu heiß. Aber kaum auf dem Gletscher, erdrückte uns eine unerträgliche Hitze. Wie im Brennpunkte ungeheurer Spiegel schleichen wir Schritt für Schritt auf dem steilen Schneefeld bergauf. Der Maultierpfad, auf dem im Hochsommer Proviant auf die Hütte gebracht wird, ist noch unter tiefem Schnee begraben. Die tiefdunklen Schneibrillen genügen nicht mehr, ich schaue auf den kleinen Schatten des Vorgängers

und werde unempfindlich für die Größe der Umgebung. Der Gaumen wird so trocken, daß das Schlucken Halsschmerzen macht, die Füße brennen in den schweren Stiefeln, das Blut klopft in den Schläfen, und die Hände scheinen zu schwellen. Alle dreißig Minuten muß man zwei Minuten ausruhen. — Hoch über uns im Schneefeld springen hurtig zwei Gamsen, aufgescheucht aus ihrem Schlaf. — Die Gletscherspalten sind noch mit Schnee bedeckt, sie fürchten wir nicht. Aber der Hang wird so steil, daß wir Stufen schlagen müssen. Wir kleben an einem Steildach und die Schneeschollen sausen mehrere hundert Meter hinab. Endlich ist die scharfe Kante des winterlichen Schneegrates erreicht, und unter uns liegt die Hütte. Sie sieht aus wie eine Lokomotive. Ein schwarz geteertes Steingewölbe außen, innen nur eine kahle Kasematte. Kein Herd, als Matratze nur Stroh, 2900 Meter hoch und fast unerträglich heiß! Im Innern dumpf wie ein Backofen. — Vier Uhr ist es. Vor uns eine herrliche Aussicht auf das Hochtal und die Berge von Gavarnie — und doch fühle ich mich unendlich einsam. — Warum? — Gab es früher nicht Hüttenabende in den Pyrenäen, in den Schweizer und Bayerischen Alpen, die noch bunt lebendig vor Augen stehen? Sind es wirklich nur die Freunde, die fehlen? Nein — auch etwas anderes ist es. — Ich fühle — 15 Jahre sind verflossen seit jener zukunftsfreudigen Zeit, da wir uns auserlesen fühlten, dem Jahrhundert unsern Stempel aufzudrücken. 15 Jahre — Kriegsjahre dabei, die doppelt zählen. — Vor diesen — jung — nachher, als über dem Welttheater der Vorhang schloß, hatte die junge Jugend die Bühne erobert. —

Aber fort mit dem Sinnen und Grübeln. — Ein letztes Goldrot dort oben — und die Sonne ist verschwunden hinter dem Felsgrat. Bitter kalt wird es plötzlich. — Da wir um 3 Uhr aufbrechen wollen — geht's hinein ins Gewölbe, und ich versuche auf dem Stroh zu schlafen. — Aber die dicken Mauern haben des Tags über so viel Hitze aufgesogen, daß man im bloßen Hemd zu heiß hat. — Das Fenster war kaum so groß wie ein Hut, aber dennoch verbrachte ich manche halbe Stunde der Nacht dort und sah nach den Sternen. — Sie waren klar und hellglänzend, einige leuchteten so hell, daß sie die Augen blendeten.

Nach zwei Stunden Schlaf gab es eine Tasse kalten Kaffee und ein Stück Brot. Geschirr brauchte nicht gewaschen zu werden, denn es gab keines. Jetzt mußten wir leider über 200 Meter absteigen, um auf den andern Gletscher zu gelangen. Der Übergang vom Fels zum Gletscher war schwierig. Wir mußten Stufen schlagen. Erster Halt an einer Moräne, wo wir die Rucksäcke zurückließen. Es

war noch sehr dunkel, man wußte nicht, über welchem Gipfel die Sonne aufgehen sollte. Die gestrige Müdigkeit lag noch schwer in den Beinen. Wir hatten bloß drei Stunden zu steigen, aber es war sehr mühsam, weil der Schnee sehr hart und steil war. — Bald waren wir höher als das Chaos von Spitzen, das uns bis zum Horizont umgab. In majestätischer Ruhe ragten sie in den nächtlichen Himmel. — Aber ganz langsam woben in Tälern und Schluchten sanfte grüne und violette Schleier — werden immer kräftiger — bis sie tief satt dunkelgrün und violett aufleuchten. Um uns war kein Laut; wie in einem einsamen leeren Dom, in dem man die Morgenandacht rüstet.

Dann — ein atemloser letzter Augenblick — und — ein Schrei des Entzückens wie ein Trompetenstoß auf der Schloßzinne, so übermächtigend — die tausend Spitzen um uns schmückten sich mit ihrer gleißenden Königskrone. Allüberall glitzern die Edelsteine, sogar die Schneeflächen baden sich im zarten Rot des erwachenden Morgens. — Keine Wolke über den Höhen, kein Dunst in den Tälern, bis in die fernste Ferne ist alles rein und klar. Im Norden, viele hundert Kilometer: die weite französische Ebene, im Westen bei Biarritz ahnten wir das Meer, und im Süden war das unbekannte Wirrwarr der spanischen Gipfel und Täler. Wir standen am Rande der Erde und schauten hinter die Kulissen des Weltgeschehens. Ich versuche umsonst das Empfinden jener Stunden wiederzugeben. Die Polarfahrer mögen dieses Erlebnis im ewigen Eise suchen, die Wüstenfahrer auf den Kämmen der Sandhügel und der Astronom in den Nebelgebilden des Firmaments.

Noch eine kleine Felskletterei — und der Gipfel war erreicht. — Es ist ganz windstill, so still, daß man im Freien ein Streichholz entzünden kann. Eine Stunde saßen wir auf dem Gipfel, der auf der Grenze zwischen Frankreich und Spanien liegt, es war eine Stunde voll Bergfrieden und Glück. Wir durchsuchten eine Blechschachtel mit Visitenkarten, deren letzte vom September 1926 war. — Schon drängt die Zeit zum Abstieg. Der Gletscherschnee würde zu weich werden und acht Stunden dauert der Heimweg nach Gavarnie.

Aber wir sausten, meist sitzend, in einer halben Stunde den Gletscher hinab. Auch hier waren die Gletscherspalten noch fast vollständig verschneit. Hitze und Durst waren so unerträglich, daß wir das spärliche Schneewasser auf den heißen Steinen der Moräne leckten und die Augen sehnsüchtig an den schattigen Tiefen der Täler hingen. Dann ging's während einer Stunde durch eine tiefe Felsenschlucht, die im Hochsommer ungangbar ist, denn dann wird sie von

einem tosenden Gebirgsbach mit vielen Wasserfällen durchrauscht — eine hartgefrorene Schneedecke überbrückte ihn noch —, und wir machten eine wunderbare Wanderung auf dem steilen Schneeboden inmitten von rosa schimmernden Felsmauern — es schien, als führe diese Schlucht in ein unbekanntes Zauberland. — Aber dann lag das Tal immer noch tief — tief unter uns — und im Schatten eines riesigen Steines auf einer Weide wurde die letzte Rast gehalten.

Der Abend sah uns im „Cirque de Gavarnie“ und hier, im 2000 Meter hohen Amphitheater, träumten wir noch einmal einen wunderschönen Bergtraum. —



Kibo.

Von Fritz Klute.

Wir sitzen auf der Veranda des Gasthauses, umgeben von jener kühlchwülen Morgenluft der tropischen Regenzeit, deren periodische Platzregen nächtlich auf das Blechdach des Hauses trommelten. Sie hatte 1912 etwas länger angehalten und feuchte Schwaden ziehen durch die niederen Kronen der Baumpflanzungen. Die Palmwedel und die schwarzen Diener erinnern einen, daß man in den Tropen am Fuße des Kilimandscharo ist, gefühlsmäßig ist man in einem kühlen Rieselwetter, das sich nach oben in ein Grau verdichtet und als verschwommene Decke drückend über Landschaft und Mensch aufgehängt ist.

Der Kaffee belebt, denn er ist hier, wo seine roten Kirschen nebenan durch die dunkelgrünen Blätter leuchten, von hervorragender Qualität. Wind kommt auf und seine Stöße zerteilen die Wolken, blähen die einzelnen Fetzen, die gestrafft davoneilen. Durchblicke zeigen den klaren Himmel. Dann ein Zerreißen und in befreiender Sicht zeigt sich der Kibo, die Majestät der afrikanischen Berge. Würdig seinem Rang ist die Spontanität seines Erscheinens, majestätisch seine Höhe, von edlem Gleichmaß seine Form, von schlichter Würde sein weißer Mantel, gesteigert durch das satte Grün des feuchten Urwaldes und das reine Blau des ausgeregneten Himmels.

Erhaben ist das Ganze, als mächtige Persönlichkeit steht er da, nur von wenigen Vasallen umgeben, himmelhoch die fremdartige Umgebung überragend. Man wird staunend befangen in seiner Nähe.

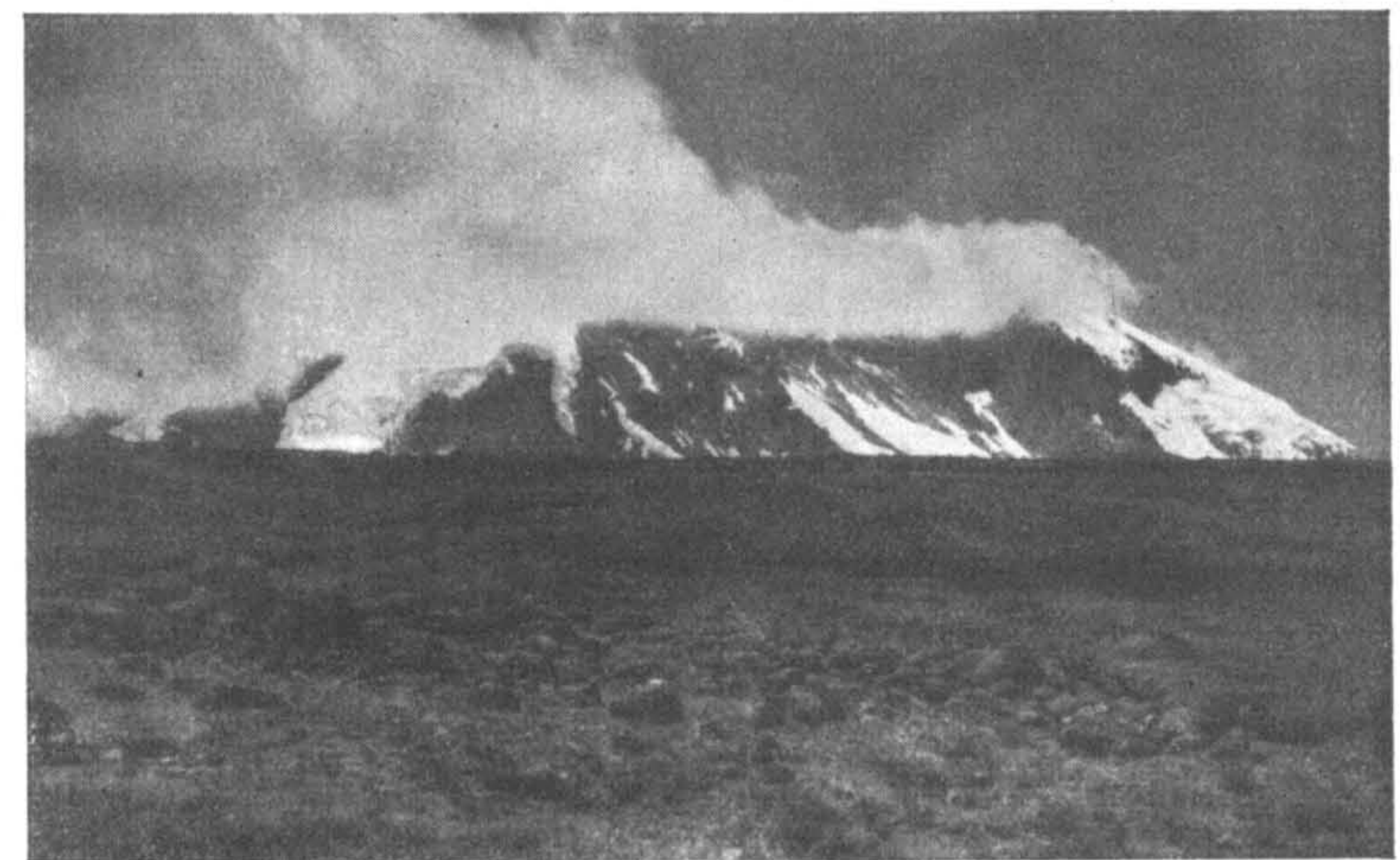
Berge haben ihren Charakter, ihre Launen und Eigenschaften; sei es die Form, die durch heutiges und vergan-

genes Wechselspiel von Widerstandsfähigkeit und Verwitterung entstanden ist, sei es das Klima, das sie mit all seinen Folgeerscheinungen durch ihr Vorhandensein verändern. Sie ziehen die Wolken an oder bilden sie durch Abkühlung, sie hemmen die Luftströme und zwingen die Feuchtigkeit zum Niederschlag. Sie haben ihre täglichen und jahreszeitlichen Gewohnheiten wie Menschen, oft mit regelmäßiger Zuverlässigkeit ausgebildet, oft von der Launenhaftigkeit einer Frau. Sie neigen dazu, schon früh am Tage ihr Haupt mit einer Wolkenkappe zu bedecken oder den ganzen Tag in der prallen Sonne zu gleißen und sich zu wärmen, daß die angefrorenen Steine der Wände locker werden und knatternd in die Tiefe sausen. So führen sie ein Leben, das bei vielen nicht über die Mittelmäßigkeit des Alltags hinausreicht; bei andern in jedem seiner Pulse die Kraft einer Persönlichkeit verrät. Da zeigen sich schroff aufragende Individualitäten über dem nivellierten Gleichmaß der Umgebung, die den Kampf im Wechselspiel der Kräfte siegreich bestanden haben und weiterbestehen, denn nur im dauernden Kampf bleibt die Form scharf und erhaben.

Nun kannten wir ihn schon besser, diesen einsamen Schneegipfel inmitten der heißen Tropenwelt, den die Schwarzen ihren Götterberg nennen. Monatlang hatten wir in Jungfrauöhe in den Steinwüsten und Sandflächen an seinem Fuß gearbeitet. Wir wußten, daß schon morgens dicke Wolken an ihm aufzusteigen versuchen und auch an klaren Tagen oft ein langer Wolkenwimpel von seinem Gipfel nach Süden weht. Von seinem Nachbar, dem zackigen Mawensi aus, wurde uns seine überragende Höhe so recht bewußt. In den hohen Lagern sahen wir bei scheidender Sonne seinen violetten Schatten auf der Wolkendecke wachsen, seine Firne in zartem Rot erglühen. Wenn in seltenen Nächten auch der Wind zur Ruhe gegangen war, der einen hier dauernd durchblies, konnte man staunend stehen und die langen feurigroten Streifen der Grasbrände in der 4000 m tiefen Steppe betrachten, die erlösende Windstille genießen, das Flimmern der Sterne am schwarzen Himmel bewundern, den das südliche Kreuz abschloß. Dann schien ein flackernder Schimmer magisch über die hohen Gletscher zu irren und man stand versunken wie vor dem geisterhaften Spiel eines Nordlichtes und konnte sich inmitten dieser Erhabenheit ehrlich klein fühlen, sobald man seiner selbst bewußt wurde.

Doch nur wenige Nächte ließen dies zu. Meist glitt die kalte Luft der Höhen rasch an den Hängen hernieder, schüttelte die Wände des kleinen Zelttes, das einem nach des Tages Mühen Schutz bot. Akklimatisieren nennt man die Eigenschaft,

sich auf die Gegebenheiten fremdartiger Witterungserscheinungen einzustellen. Dies war hier schwer. Seelisch fühlte man sich der Landschaft verwandt, in die hinein man so viel Mühe und Arbeit gelegt und die man in all ihren Stimmungen durchkostet hatte. Doch körperlich blieb ein Rest zu überwinden, dem man nie ganz gewachsen war. Die senkrechten Sonnenstrahlen brachen in dieser Höhe ungehindert auf den Körper ein, nützliche und schädliche vereint, und gleichzeitig nahm der Wind jede Erwärmung fort. Der außerordentlichen Strahlung entsprach nur eine geringe Luftwärme, und dieser Mißklang verstärkte sich durch das häufige Nebeltreiben. Eben noch an windgeschützter Stelle



Kibo.

sich der wärmenden Strahlen freuend, war man kurz nachher in einen feuchten Nebellappen eingehüllt. So ging der Wechsel oft vier- oft achtmal in der Stunde. Eben empfand man noch die hohe Strahlungswärme auf der Haut und einige Sekunden später umgab einen nur die Luft mit wenigen Graden über dem Gefrierpunkt. Diesem schnellen Wechsel sich wirklich anzupassen ist dem menschlichen Körper nicht möglich. Ist das Wetter klar, so ist die Verdunstung in der dünnen Luft so rasch, daß die Haut lederartig trocken bleibt, und ist man vom Nebel umgeben, so glaubt man von den feinen Wasserbläschen durchrieselt zu werden. Man wird hier oben nicht kräftiger, wenn auch trainierter, man lernt sich vor dem Wetter zu schützen, ohne sich auf den Wechsel ganz einstellen zu können, da auf diesem isolierten

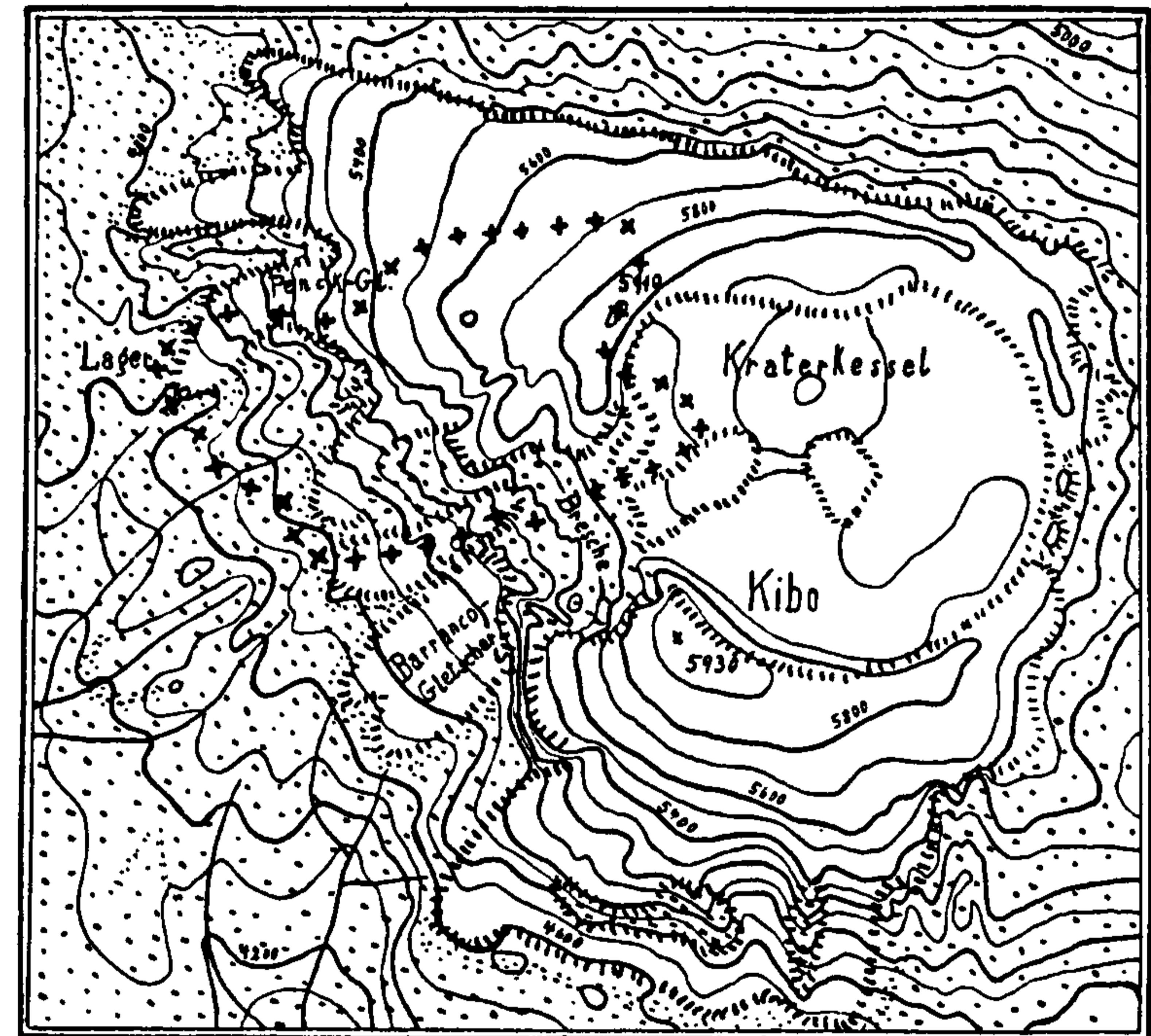
Hochgebirge der ständige Kampf zwischen tropischem Tiefland und alpinen Hochregionen ausgetragen wird.

Den Kibo wollten wir besteigen, aber nicht von der trockenen Ostseite, wo Hans Meyer und Purtscheller als erste die Besteigung ausgeführt hatten. Dort sind die Gletscher hoch hinaufgedrängt und das schwarze vulkanische Gestein liegt in groben Schutthalden umher mit langen Sandrunsen durchsetzt, die das Steigen ermüdend machen. Von Westen, über den größten der Gletscher wollten wir den Aufstieg wagen und den Abstieg durch eine gewaltige Schlucht, den Barranco, bisher unbegangene Wege.

In 4600 m Meereshöhe, am Fuße des Penckgletschers, waren wir schon vier Tage an der Arbeit. Durch Schneesturm gestört, von der Kälte geplagt, hatten wir Vorbereitungen getroffen, die Bewegung des Gletschers zu messen, die Struktur des Eises untersucht und was sonst von Interesse war. Hinter großen Blöcken standen die beiden kleinen Zelte, das eine für Eduard Oehler und mich, das andere für die schwarzen Träger. Durch einen Etappendienst wurde uns von unten der Proviant gebracht, so daß wir drei Träger und den Koch bei uns behalten konnten. Mit unserer Arbeit waren wir soweit fertig, und am nächsten Tage wollten wir den Aufstieg über den Penckgletscher versuchen. Abends hatte ich noch alles vorbereitet und legte mich mit einer gewissen Spannung vor dem Unbekannten schlafen.

Man könnte glauben, daß die eigene Erregung Unannehmlichkeiten heranzieht. Ich war gerade eingeschlafen, als mich einer der Träger mit den Worten weckte, daß der Koch sterben wolle. Bei der blühenden Phantasie der Eingeborenen hätte mich das noch nicht erschreckt, aber ins Freie tretend sah ich den Koch auf einem großen Steine liegend, sich windend und jammern, daß er sterben müsse. Allerdings war er morgens unpäßlich gewesen und hatte eine halbe Opiumtablette bekommen. Abends war dagegen die Zuckerdose leer, die morgens noch nahezu ein Pfund Inhalt aufwies, wie ich mich erinnerte. Wir hatten bei unserem gesamten Aufenthalt keinen Alkohol genossen, tranken morgens Kakao, sonst Tee, und beide natürlich gerne gesüßt. Wegen des fehlenden Zuckers hatte ich den Koch zur Rede gestellt, natürlich erfolglos, und da der Neger eine Verstimmung zwischen sich und dem Herrn schlecht verträgt, glaube ich eher, daß der Koch nun auf dem Wege des Mitleids mit seinem vielleicht mir teilweise vorgetäuschten Zustand meine Verstimmung wieder einrenken wollte. Es gelang ihm auch, denn er jammerte so lange, bis ich ihm gut zuredete, sich wieder ins Zelt zu legen und mit dem Sterben noch zu warten. Durchfrozen kroch ich wieder in den Schlaf-

sack und war wieder eingeschlafen. Der Wecker rasselte und ich wollte gerade aufstehen, da sah ich, daß unser sonst so zuverlässiger Taschenwecker trotz richtiger Stellung aus irgendwelchen inneren Gründen oder aus Gemeinschaftsgefühl mit meiner Spannung kurz vor 12 Uhr eigenmächtig losschlug. Es sind dies ja Kleinigkeiten oder gar Belanglosigkeiten, doch sind es die gleichen, die einem schon zu Hause das Leben schwer machen. Auf einer Expedition summieren sich solche Kleinigkeiten und können dann ver-



eint eine Macht darstellen, die den Erfolg zweifelhaft macht. Hier handelte es sich nur um eine schlaflose Nacht. Kurz nach 3 Uhr machte ich das Frühstück, und um 1/25 Uhr stolperte ich mit Eduard Oehler beim Schein einer Laterne der Moräne des Penckgletschers entlang. Nach einer Stunde betraten wir den Gletscher. Noch ist es dunkle Nacht, am Himmel leuchten noch die Sternhaufen der Milchstraße und dazwischen die dunkeln, sternlosen Stellen der Kohlsäcke. Nach kurzer Dämmerung bricht der Tag an. Steiler geht es den Gletscher hinan, doch erlaubt die von den Sonnenstrahlen zerfressene Oberfläche des Eises ein Steigen ohne

Eisen und Stufenschlagen. Von Zeit zu Zeit unterbricht ein schußartiges Krachen die Stille. Mehrere Meter lange, haarfeine Spalten reißen auf, Spannungsunterschieden im Eise nachgebend, die durch die Bewegung oder Temperaturschwankungen entstehen. Wir nähern uns jener Stelle, wo zwei größere Schründe den Gletscher in ganzer Breite durchziehen. Die Stelle, wo sie überschreitbar scheinen, mag wohl 50° Neigung haben.

Jetzt leisten uns die Eckensteinsteigeisen gute Dienste. Ich lege mich auf den Spaltenrand, um zu sehen, wie weit er unterhöhlt ist. Das Auge gleitet den gebauchten, blaugrünen Wänden entlang in die Tiefe. Wieder dieser schußartige Knall, der mich in meiner augenblicklichen Lage geradezu erschreckt.

Für einen Schritt ist die Spalte zu breit, zum Springen die Neigung zu groß und der Rand etwas dünn. Ich schiebe mich langsam vor, bis ich den Pickel auf der Gegenseite einschlagen kann, ziehe mich daran noch etwas weiter und schnelle mich nach oben, komme mit dem rechten Steigeisen zum Fassen und die Sache ist gewonnen. In zwei Stufen kniend kann ich meinen Kameraden sichern. Der nächste Schrund läßt sich seitlich umgehen, und damit sind wir auf dem weniger geneigten Firn. Die alpinen Schwierigkeiten haben wir hinter uns und ziehen langsam den Firn entlang. Jetzt ist die dünne Luft unser Feind. Langsam aber stetig geht es voran, jedem Schritt folgt ein Atemzug. Um 1/2 10 Uhr machen wir eine kurze Rast. Der Höhenmesser zeigt 5500 m. Der Hunger ist nicht groß. Nach unten streift der Blick über die drei Gletscherzungen und das Plateau, wo die Gletscherbäche ihre sandigen Massen abgelagert haben. Zwei winzige Pünktchen sind unsere Zelte. In 4000 m liegt wie meist ein Nebelmeer, das an dem benachbarten Vulkankegel Meru wie an einer Insel brandet. Auch der Kibo ist ein Schichtvulkan, doch gleicht er im Westen einer Kuppel mit nach außen gewölbten Hängen, so daß man vom Hang seinen oberen Rand nicht sehen kann. Wir steigen weiter auf dem spaltenlosen Firn, dessen Oberfläche mit kleinen Querleisten überzogen ist. Es sind Ansätze zu Büßerschnee, der in diesen tropischen Höhen entsteht, wo nicht mehr die Luft das Schmelzen übernimmt, sondern einzig die Sonnenstrahlung und das Schmelzwasser sofort verdunstet. Die Leisten sind hier noch klein und man bekommt drei bis vier von ihnen unter den Fuß, so daß sie das Gehen nicht behindern. Die ersten Schritte nach der Pause fallen mir schwer, dann geht es wieder im alten Tempo, ein Schritt, dann eine Atempause, dann wieder ein Schritt. Der Rucksack hängt mir wie eine Bleiplatte auf dem Rücken.

Mache ich nach dem Schritt zwei Atempausen, so strafft sich das Seil und Oehler, der vorausgeht, sieht unwillig um. Nach oben sieht man nur die gekrümmte Linie des weißen Hangs und dahinter lacht der tropischblaue Himmel. Ich schaue nicht mehr nach oben. Stundenlang stampfen wir im alten Rhythmus weiter. Es kommt jenes Stadium der Ermüdung über mich, in dem ich nichts mehr denken kann. Ich kann mich nur gerade noch als nichts mehr denkend wahrnehmen, d. h. nur noch denken, daß ich keinen andern Gedanken mehr zu fassen weiß, nicht mehr die Kraft habe, mich über den eigenen Zustand hinwegzusetzen. Der Puls hämmert in den Schläfen, die Lunge keucht und ich komme



Ausblick vom Kibo.

nicht los von dem eingeschlagenen Rhythmus: ein Schritt — Atempause — wieder ein Schritt. — Habe ich aus Verträumtheit zwei Atempausen gemacht, so erschrecke ich und mache einen größeren, rascheren Schritt, und ein augenblicklich schnelleres Einsetzen des Pulses ist die Folge. Es ist tödlich langweilig. Ich muß doch noch mal nach oben sehen. Die weiße Hanglinie ist immer noch die gleiche und weicht mit jedem Schritt um den gleichen Betrag zurück. Sie tanzt förmlich vor mir her. Ich werde nicht mehr nach oben schauen. Der Rucksack zieht wie ein Zentnergewicht, auch das will ich vergessen. Ob mein Begleiter wohl auch bald zu Ende ist mit seiner Kraft? Er scheint mir feindlich in diesem Augenblick, denn trotzdem wir schon stundenlang hintereinander hertrotten, kann ich den Verdacht nicht los-

werden, daß er schneller geht wie ich, absichtlich schneller. Dann hämmert mit stoischem Gleichmaß wieder der Rhythmus durch Körper und Geist, ein Schritt, wieder ein Schritt. Die Stirne brennt, die Lunge sticht. Noch lange kreisen die Gedanken um das gequälte Ich, da setzt sich Oehler plötzlich in den Schnee, eine Erlösung, denn der Rhythmus hört auf. Ich stehe auf den Pickel gestützt, wie ich gerade stand, starre auf meinen Begleiter und in den Schnee umher. Vielleicht nach einer Minute, es konnte auch länger sein, schaue ich auf und nach oben und sehe über dem Firnrand einige Felsen hervorschauen, die höchsten Punkte der Kaiser-Wilhelm-Spitze. Wir sind also nahezu am Kraterrand. Nur langsam kommt mir Wahrnehmung und Schlußfolgerung zum Bewußtsein. Ich teile beides meinem Begleiter mit, der darüber geradezu erschrickt, dann langsam aufsteht und nun geht's weiter. Vor Freude laufen wir zu schnell. Das Herz klopft wie ein Hammerwerk, und gemächlicher steigend sind wir bald am Kraterrand. Senkrecht steht die Sonne über uns, leichte Nebelschleier huschen durch den Kraterkessel, in dem Eismassen mit steilen Wänden sich zu einer Burg türmen, umgeben von dem eisgepanzerten Ringwall des Kraterrandes. Doch zuerst legen wir uns hin, ich trinke eine halbe Feldflasche aus, befreit von den Sorgen des quälenden Aufstiegs. Die rasche Flüssigkeitsaufnahme läßt den Puls nochmals jagen, 120 Schläge in der Minute, dann wird er wieder ruhiger. Ich muß singen zum Ausdruck der Freude. Die Sonne brennt infam durch die Kleider hindurch. Vors Gesicht haben wir schon lange ein Tuch gebunden. Oehler macht photographische Aufnahmen und Wetterbeobachtungen, und ich krokriere den Kraterkessel. Die Aussicht nach unten ist durch die Wölbung der Hänge beschränkt. Wir wenden uns dem Kraterboden zu, der einige 40 m tiefer liegt, doch können wir erst weiter südlich hineingelangen, da das Eis hier in steilen Wänden abbricht. Auf dem Boden des Kraters, der 2 km Durchmesser hat, ist schlecht zu gehen. Der Firn ist in senkrecht stehende Leisten zerfressen, die jetzt höher sind und weiter voneinander stehen, so daß sich oft der Fuß ungeschickt zwischen sie klemmt. Wir gehen auf die Bresche zu, eine Stelle, wo der Kraterrand fehlt, und die mehrere hundert Meter breite Schlucht des Barranco beginnt. Östlich von ihr steigt der Kraterrand zur Kaiser-Wilhelm-Spitze. Es sind wohl 100 bis 120 m Aufstieg vom Kraterboden über nicht zu steil geneigten Schutt und Fels. Es ist gegen 4 Uhr und zu spät für heute, wir müssen auf den höchsten Gipfel verzichten. Um 6 Uhr wird es Nacht, und wir wissen nicht, was uns der Abstieg durch den Barranco noch bringt.

In der Bresche rasten wir kurz, lassen den Blick noch einmal über die glänzenden Eiswände im Kraterboden schweifen und dann geht's über eine Firnhalde, dann über eine bröckelige Wand von etwa 40 m Höhe, und wir sind am oberen Ende des Barrancogletschers. Auf dem Rucksack sitzend fahren wir ab; wer kennt die Stimmung nicht, die einen nach solchen gelungenen Touren befällt. In guter Fahrt geht es nach unten, auf jeden Fall so schnell, daß die kleinen Spalten mit mehr oder weniger gelinden Hoppeln überrutscht werden können. Bald sind wir 1000 m tiefer. Von Block zu Block über das Geröll springend, über den Sand steiler Moränen rutschend, taumelnd, aber nie fallend, erreichen wir etwa 8 Uhr das Lager. Grinsend vor Freude werden wir von unsern Schwarzen begrüßt. Es sind doch treue Seelen, die schon viel mit uns ausgehalten hatten. Als kleine Punkte haben sie uns mit Bangen von unten auf dem Eis verfolgt. Unter ihrem freudig erregten Geschnatter werden wir bewirtet. Der Koch ist wieder gesund, der heiße Tee tut uns gut und traumlos verläuft die Nacht.

Bergbesteigung in den Molukken.

Von Odo Tauern †.

Es war einmal, fühle ich mich versucht zu schreiben, wenn ich an meine Erlebnisse in den Tropen zurückdenke, so unwahrscheinlich und ewig weit zurückliegend erscheint die Zeit vor dem Kriege, die schöne Zeit, in der man reisen konnte. Wohlverständlich ist es daher, wenn man mit seinen Gedanken gern in jenen Zeiten weilt, in denen man Europas Gebirge durchwanderte oder gar in ferner Inselwelt Neuland erforschte. Etwas anderes ist es freilich, urwaldbedeckte Tropenberge zu erklimmen als die eisgepanzerten Felsberge der Alpen. Ihren eigenen Reiz und ihre eigenen Schwierigkeiten haben sie doch, um den Alpinisten anlocken zu können.

Bei der Erforschung der großen Molukkeninsel Seran, an der ich in den Jahren 1910—12 teilnahm, galt es Klarheit zu bringen in die phantastischen und stark voneinander abweichenden Ansichten, die man von den Gebirgen dieser Insel hatte.

Seran ist die große Schwesterinsel Neuguineas, dessen westliche Fortsetzung sie bildet. Was Flora und Fauna anlangt, so ist Seran nahe verwandt mit Neuguinea, aber auch mit Indonesien, so daß es ein wissenschaftlich hochinteressantes Grenzland zwischen beiden Gebieten bildet.

Dicht südlich des Äquators gelegen, bietet Seran in seiner Unberührtheit ein typisches Beispiel für die feuchten tropischen Urwaldgebiete. Seran birgt wohl die gewaltigsten Baumriesen, die man in Indonesien findet, da sein Boden besonders geeignet für allen Pflanzenwuchs ist. Von der Küste bis fast auf die Kämme der höchsten Berge ist Seran von einem schier undurchdringlichen Urwald bedeckt. Nur an wenigen Stellen finden sich Lichtungen, die die geringe Bevölkerung geschlagen hat, um ihre kümmerlichen Pflanzungen anzulegen.

Wer den Urwald nur von Beschreibungen her kennt oder von Ceylon und Java her, wo er von Menschenhand gelichtet ist, vermag für den Zauber des Urwaldes zu schwärmen. Der richtige Urwald, wie er einen auf den Reisen in Seran aufnimmt, wirkt schnell ermüdend und langweilig. Kaum sieht man je den Himmel unter dem dichten Laubdach, das sich 40 Meter über dem Boden wölbt. Das Auge ermüdet in dem ewigen Gewirr von Stämmen, Gestrüpp und dichten Lianen, die dem Blick kaum erlauben, auf mehr als zehn Meter in den Wald zu dringen. Kurz, man wandelt in einem ewigen grünen Tunnel, und sehnsüchtig erwartet man den Augenblick, an dem ein Flußlauf oder die Lichtung einer Wohnstätte dem Auge Gelegenheit gibt, in die Ferne zu schweifen. Blumen und Vögel sieht man nicht, man sei denn selbst ein Vöglein, das sich droben auf den höchsten Zweigen in der Sonne wiegen kann.

Drunten am Boden des Waldes ist es dunkel und dumpf feucht. Modernde Stämme und Laub, überwuchert von Lianen und Gebüsch, umgeben den Wanderer. Jeder Baum, jede Pflanze strebt nach oben in ringender Eile der Sonne zu, der freien Luft, um dort in luftiger Höhe seine Blüten entfalten zu dürfen. Alles führt einen harten Kampf ums Dasein, in dem jedes Mittel erlaubt ist.

Wir sehen eine harmlose Schlingpflanze, die sich an einem Urwaldriesen emporrankt, bis sie das Licht der Sonne erreicht hat. Schnell gekräftigt läßt sie bald die Maske fallen. Die bescheidene Liane schwillt an, ebenso ihre Arme, die den Stamm des Baumes umschließen. Luftwurzeln senken sich zu Boden und werden zu dicken Stützen. Langsam verwachsen Stamm, Stützwurzeln und Arme der Liane zu einem festen Panzer, der den ganzen Stützbaum umgibt, und machtvoll breitet die Liane Zweige und Äste aus, die bald die Krone des Stützbaumes an Größe übertreffen. Langsam wird diesem das Leben ausgepreßt, und im Innern der ehemaligen Liane absterbend und vermodernd läßt er nur noch ein röhrenförmiges Loch im Innern der Liane zurück, die sich so die jahrzehnte-

lange Arbeit des Wachsens und Emporstrebens aus eigener Kraft zum Licht ersparte.

Doch nicht immer geht es so glatt vor sich. Der Stützbaum stirbt gar oft ab, bevor der Schmarotzer genügend Kraft gewonnen, selbst zu stehen, und krachend stürzt er zu Boden zusammen mit dem verräterischen Mörderschlinger.

Auch gegen diese Schädlinge weiß sich die Natur zu schützen. So gibt es Bäume, deren giftige Rindensäfte den Schmarotzer töten. Andere, wie der Patolabaum, lassen jedes Jahr ihre ganze Außenrinde mit einem Male abblättern wie eine Schlange, die sich häutet, und stehen mit glatter Rinde wieder da, befreit von allen lästigen Lianen, die in der Zwischenzeit versuchten, an ihnen emporzuklimmen.

Unheimlich wird es aber erst nachts im Walde, wenn das faulende Holz hell phosphoresziert und dem Urwaldmenschen Gespenster vortäuscht, die mit ihrem Schrecken die Gemüter erfüllen.

So sieht es etwa im Urwald aus, und von all den hohen Bergen würde man nichts merken, bis man am Ansteigen des Geländes die Berge merkt, wenn nicht Siedelungen und Flußläufe den Blick freigeben.

In den Bergen nimmt die Unwegsamkeit des Waldes noch um ein Bedeutendes zu, und es ist daher nicht zu verwundern, daß die Eingeborenen die Bergespitzen mit Geistern bevölkern und nur ungern hinaufsteigen. Manche Berge sind ganz tabu, wie der Munakeleta (Murkele), der bei Manusela, einem der Hauptorte Zentralserans, emporragt.

Während meines Aufenthaltes dort war natürlich dieser sagenumwobene, in Felswänden sich auftürmende Berg das stete Ziel meiner Wünsche, aber niemand wollte mich da hinaufführen. Die Besteigung des nahen Sofia mit seinen 2500 m Höhe, die ich mit nur einem Diener unternommen, hatte mir einen guten Einblick in seine Struktur gegeben, so daß ich glaubte, den Weg auf seinen Gipfel finden zu können. Nur mit Mühe brachte ich einige Leute dazu, mir und meinen beiden Dienern Laidi und Laremba den nötigen Proviant bis an seinen Fuß zu tragen, d. h. natürlich möglichst hoch hinauf. Die eingeborenen Begleiter taten alles, um uns am Vordringen zu verhindern. Unbemerkt führten sie uns von dem noch vorhandenen Pfade ab und erklärten, der Weg sei zu Ende. Zum Glück hatte Laremba die Stelle gemerkt, wo der richtige Weg weiterging, und ich ließ Kehrt machen und brachte unter Drohungen die Eingeborenen dazu, weiterzugehen. Laremba ging voraus und ich als letzter. Schließlich hielt die Kolonne wieder, und alles erklärte wieder, hier sei der Weg wirklich zu Ende. Ich sah auch keinen Weiterweg, und es wurde nun ein kümmerlicher Unterstand aus Zweigen am steilen Berges-

hang errichtet und schnell das Gepäck untergestellt, da es natürlich zu regnen anfang. Im Gebirge regnet es eigentlich immer!

Trotzdem bereitet die Wasserversorgung stets große Schwierigkeiten, da das Oberflächenwasser infolge der Gesteinsschichtung überall versickert. Es mußte daher immer Wasser in Bambusgefäßen von unten mitgenommen werden.

Als uns die Alfuren verlassen hatten, unternahm ich sofort mit Laidi eine Erkundung und entdeckte bald, daß der Weg, oder besser gesagt die kaum sichtbare Spur, weiterging, aber von den Alfuren durch Umhacken von kleinen Bäumen unkenntlich gemacht war. Nach wenigen Minuten Steigens standen wir vor einer senkrechten Felswand, an deren überhängendem Fuße eine breite ebene Terrasse war, die, völlig gegen Regen geschützt, schon immer von den Alfuren als Biwaksplatz benutzt worden war, wie die alten Feuerstellen zeigten! Ziemlich wütend über den Schwindel, dem wir zum Opfer gefallen, verlegten wir schleunigst unser Lager an den herrlich trocknen Biwaksplatz.

Ernstlich übelzunehmen war es den Alfuren schließlich nicht, daß sie alles taten, um unsern Plan zu vereiteln, da für sie der Berg tabu ist und sie böse Folgen von unserer Besteigung fürchteten.

An unserem Lagerplatz war der Weg freilich zu Ende, und wir versuchten nun, einen Weiterweg zu finden. Nach beiden Seiten dehnte sich die Felswand aus und schien unersteiglich zu sein. Wir verfolgten nun den Fuß der Felswand nach rechts und entdeckten schließlich eine Stelle, an der sie nur etwa 50 Meter hoch war. Da sie weiterhin bald wieder eine Höhe von etwa 300 Meter hatte, mußten wir es versuchen, sie an dieser niedrigsten Stelle zu überwinden. Die Kletterei an und für sich wäre ja nicht so schwer gewesen, wenn das Gestein weniger brüchig gewesen wäre. Außerdem waren die Felsen mit Moos und andern Pflanzen bewachsen. Wir mußten uns daher an der Wand in die Höhe mogeln und kletterten mehr an Lianen und schwankenden Baumfarnen in die Höhe als an den Felsen. In Europa würde man für bodenlos unverständig gehalten werden, wenn man eine so unzuverlässige Kletterei unternähme.

Hier blieb mir nichts anderes übrig, und glücklich erreichten wir auch das obere Ende der Wand. Von da aus schien es besser zu gehen. Vorsichtig kehrten wir zurück, um am nächsten Morgen den Vorstoß auf den Murkele endgültig zu unternehmen.

Wieder wurde die Felswand erklommen, und dann begann ein mühsames Steigen am steilen Felsenhang, der von gewaltigen Moospolstern überdeckt war; niedriger, von Lianen ver-

filzter Wald erschwerte noch dazu das Vorwärtskommen. Das Moos triefte vor Nässe wie ein Schwamm, und alle Augenblicke brach man durch die trügerische Pflanzendecke in die Höhlungen zwischen den Felsen ein.

Bald standen wir wieder vor einer Felswand, diesmal aus reinem gutgriffigem Fels, aber oben hing die Vegetationsdecke weit über wie eine Wächte, so daß ein Weiterkommen unmöglich erschien, wenn man nicht riskieren wollte, sich an trügerische Wurzeln und die dünnen Stämmchen zu hängen.

Wir suchten daher rechts und links nach einem Weiterweg, aber gänzlich erfolglos; müde und zerschlagen stiegen wir wieder zum Lagerplatz ab, mit der Absicht, am folgenden Morgen doch die Wand mit dem Pflanzenüberhang in Angriff zu nehmen. Man kann sich kaum einen Begriff davon machen, wie überaus anstrengend das Steigen in diesen Urwäldern ist, denn für jeden Schritt muß mit dem Buschmesser der Weg fregehackt werden. Dazu die schwüle Treibhausluft, die an sich schon jede körperliche Anstrengung zur Qual macht.

Wohl versorgt mit gekochtem Reis, den Feldflaschen voll Kaffee und einigen Leckereien, wie Keks und Fleischkonserven, brachen wir drei um 1/27 Uhr morgens auf. Früher zu gehen ist kaum möglich, da die Sonne am Äquator bekanntlich immer erst morgens um 6 Uhr aufgeht. So eine liederliche Wirtschaft wie in Europa, wo die Sonne alle Tage zu einer andern Zeit auf- und untergeht, kennt man dort nicht.

Frohen Mutes kletterten wir bis zu der obengenannten Wand und nahmen sie in Angriff. Es fing jetzt an in Strömen zu regnen. Trotzdem gelang uns die Überwindung der Wand. Freilich hing alles an einem einzigen Baumfarnstamm von 15 cm Dicke. Wie verlässlich so ein Stämmchen ist, kann man daran erkennen, daß man es mit einem einzigen Schlage des Buschmessers kappen kann. Oberhalb der Wand ging es ganz gut weiter, immer über trügerische Moosdecken und durch das dichte Unterholz. Wir befanden uns nun auf einem steilen Grate, und langsam gewannen wir an Höhe. Schließlich wurde der Wald lichter, und plötzlich standen wir am Fuße eines vegetationslosen Felsgrates. Schon freuten wir uns darauf, nun flott weiter zu können, als es sich zeigte, daß jeder Griff und Tritt lose war. Bald erleichterte aber etwas Krüppelholz das Vorwärtskommen. Durchnäßt, wie wir vom Regen waren, froren wir in dem Winde derart, daß wir kaum klettern konnten und die klammen Finger den Dienst versagten. Dazu waren die Felsen so scharfkantig verwittert, daß man sich bald Hände und Füße zerschunden hatte. Nur ich war mit meinen wenn auch schlechten Schuhen etwas besser dran. Späteren Kletterern in Tropenbergen möchte ich den dringenden Rat geben, ja nicht ohne richtige Gebirgstiefel zu gehen!

Schließlich standen wir im dichten Nebel vor einer senkrechten Felswand, die jeden Weiterweg versperrte. Uns blieb nichts weiter übrig als zu hoffen, daß es gegen Abend aufklären werde, und wir bauten uns aus Zweigen ein kümmerliches Hüttchen in einer Felsnische, die zwar keinen Schutz vor dem Regen, aber zur Not vor dem Winde bot.

Nach langem Bemühen gelang es uns auch, ein Feuerchen zu machen und uns zu wärmen. Am Abend klarte es auf, und wir mußten leider einsehen, daß hier an ein Weiterkommen nicht zu denken sei, und da es zur Umkehr zu spät geworden, trockneten wir etwas Farnkraut für ein Lager und richteten uns, so gut, so schlecht es ging, für die lange Nacht ein, und dicht aneinander gedrängt versuchten wir zähneklappernd kurze Zeiten zu schlafen. Der Morgen war zu allem Unglück noch neblig und ermöglichte kaum ein Peilen und Photographieren.

Wir entschlossen uns bald zum Abstieg, und bekümmert wegen der Erfolglosigkeit unseres Unternehmens stiegen wir mühsam zu Tal in der Hoffnung, von einer andern Seite dem Murkele beikommen zu können.

Ich habe diese erfolglose Tour beschrieben, um die ungeheuren Schwierigkeiten aller Art zu schildern, mit denen eine Bergbesteigung dort in Seran verbunden ist.

Erfolg war uns erst beschieden bei der Besteigung der zwei Pinayagipfel, der höchsten Berge Serans, die sich westlich an den Murkele anschließen. Das kleine Alfurendörfchen Kanike war der Ausgangspunkt unserer zahlreichen Versuche, einen Weg zu finden. Auch hier galt es, den üblichen Widerstand bei der Bevölkerung zu überwinden. Diesmal waren es aber keine religiösen Bedenken, die gegen unsere Besteigung sprachen, sondern die Furcht, wir könnten den Weg entdecken, der von Kanike über das Gebirge nach der Südküste führt. Diesen benutzten die Alfuren gerne, wenn sie aus dem einen oder andern Grund vor den Organen der holländischen Regierung flüchten wollten, und sie meinten, ich würde den Weg gleich verraten. Erst als ich versprochen hatte, den Weg nicht bekanntzugeben, gaben sie sein Vorhandensein zu und versprachen, mich auf einen Paß zu führen, von dem aus man das Meer im Süden und Norden sehen könne.

Begleitet von meinen drei Dienern und sechs Alfuren mit allem nötigen Proviant, brachen wir am 15. Juli auf und wanderten von Kanike aus durch Pflanzungen und Wälder von dickem Tehiabambus, dessen 40 Meter hohen Halme herrliche gotische Bogengänge bildeten. Bald fing der Weg an zu steigen, und dem Oberlauf des Sapolewaflusses folgend, drangen wir in ein enges Felsental ein, das, schließlich ganz von Felswänden eingeschlossen, ein Vordringen unmöglich machte.

Hier am Fuße einer Felswand war ein schöner trockener Biwaksplatz, und da die Leute behaupteten, wir könnten die Paßhöhe am gleichen Tage nicht erreichen, schlugen wir unser Lager dort auf.

Am nächsten Morgen mußten wir auch hier genügend Wasser mitnehmen lassen und verließen den Flußlauf, um an der Talwand emporzuklimmen, bis wir auf einmal einen schönen Weg fanden. Die Leute behaupteten, es sei nur ein Jagd-pfad und verließen ihn bald wieder trotz meiner heftigen Einwendungen. Steil stiegen wir durch dichten, aber niedrigen Wald an, und nach nicht langer Zeit erklärten die Alfuren, hier sei der Weg zu Ende, und wollten auch nichts mehr von einem Paßwege wissen!!

Jetzt verlor ich aber die Geduld und zwang sie unter Schelten weiterzugehen, bis der Wald immer lichter und niedriger wurde. Endlich bekam man freien Ausblick, und ich erkannte, daß ich senkrecht unter dem einen Gipfel des Pinava war, weit westlich von dem Passe, den ich eigentlich erreichen wollte. Von hier aus erschien der Weiterweg zum Gipfel leicht. Ich ließ daher das Zelt aufschlagen und schickte die Alfuren heim mit der Weisung, am dritten Tage wiederzukommen. Wir richteten uns dann gemütlich ein, kochten und besahen die Umgebung.

Das Merkwürdigste, was uns hier auffiel, waren große Nadelholzbäume, wie wir sie in geringeren Höhen auf Seran noch nicht angetroffen hatten. Wir befanden uns schon in ca. 2250 m Meereshöhe. Die Nadelholzbäume schienen im Aussterben begriffen zu sein, da die Mehrzahl verdorrt ihre Äste gen Himmel reckten oder am Boden vermoderten. Junger Nachwuchs war nirgends zu finden. Das Buschwerk, das den Berghang bedeckt, war durchweg kleinblättrig, aber außerordentlich dicht, und nur die zierlichen Farnbäume belebten die Landschaft.

Wir verbrachten eine ziemlich kühle Nacht und standen, bibbernd vor Kälte, um vier Uhr morgens auf, um möglichst früh den Gipfel zu erreichen, da in den dortigen Breiten das Hochgebirge nur in den frühen Morgenstunden frei von Wolken ist. Mit Pechfackeln beleuchteten wir unsern Weg, den wir uns mühsam mit den Buschmessern durch das von kaltem Tau triefende Gebüsch bahnen mußten. Ich habe selten in meinem Leben so gefroren wie damals trotz der Temperatur von ca. +5° C. Aber die Tropenkleidung ist nicht für diese Temperaturen geeignet, und wir waren bald völlig durchnäßt. Auch waren wir durch die gewöhnliche Tropenwärme verweichlicht. Am meisten hatten natürlich meine Diener zu leiden, und bald fingen sie an zu weinen und am Leben zu verzweifeln. „Saja mati, Tuan, Herr, ich sterbe“, jammerten

sie, und ich war wirklich herzlich froh, als endlich die Sonne aufging und mit ihren wärmenden Strahlen unsere Lebensgeister neu erweckte.

Herrlich war das Schauspiel, das sich uns bot. Hinter der schwarzen Silhouette des Murkele, dessen Höhe wir bereits überflügelt hatten, tauchte die Sonne aus dem Meere empor, und zu unsern Füßen breitete sich die Ebene Nordserans aus bis zur glitzernden Nordküste. Dicht vor uns lagen die Gipfel der Hauptkette, und ein klarer wolkenloser Himmel wölbte sich über uns und versprach einen für meine geographischen Messungen günstigen Morgen. Eilig kletterten wir weiter. Der Pflanzenwuchs wurde immer dünner und nahm ganz alpine Formen an, d. h. es überwogen kleinblättrige niedrige Pflanzen, genau wie in den Hochregionen der Alpen.

Endlich, um 7.15 Uhr, betrat ich frohen Herzens den Gipfel des Haje, den zweithöchsten Gipfel Serans. Endlich hatte ich nach wochenlangen Bemühungen mein Ziel erreicht trotz der Geländeschwierigkeiten und trotz des heftigen Widerstandes der Alfuren. Solche Augenblicke entschädigen für manche Mühen und manche Enttäuschungen.

Auch meine Diener jubelten, als sie kurz nach mir oben anlangten und nach allen Seiten den Blick über das Eiland schweifen lassen konnten. Leider lagerte schon ein neidisches Wolkenmeer auf der Südseite des Gebirges, die Südküste verdeckend, für meine geographischen Zwecke ein recht betrüblicher Umstand und eine Warnung für mich, mit meinen Messungen nicht zu zaudern, wenn ich das ganze Gelände nördlich der Bergkette und die Gipfel selber abpeilen wollte.

Nach angestrenzter Arbeit hatte ich um neun Uhr meine Messungen beendet. Es war auch höchste Zeit, denn schon zogen Nebelschwaden von Süden her über den Kamm und verhüllten ab und zu schon den höchsten Gipfel, den eigentlichen Pinaya, dem ich auch noch einen Besuch abstatten wollte.

Zahllose Wildpfade liefen über den Kamm und erleichterten das Vordringen. Reste alter Fallen und Springlanzen zeigten mir auch, daß den Alfuren diese Gegenden nicht unbekannt waren und daß sie mich eben nicht hatten hinaufführen wollen.

Mehrmals begegneten wir Hirschen, die merkwürdig zutraulich waren, als ob sie gewußt hätten, daß ich nicht einmal eine Browning bei mir hatte. In einigen Einsenkungen des Kammes fanden wir noch ganze Gruppen frischgründer Nadelholzbäume (*Dacrydium elatum* Wall.), aber auch hier fand sich kein junger Nachwuchs.

In etwa zwei Stunden vom Hajegipfel aus erreichten wir den Pinayagipfel. Leider waren wir schon ganz in Wolken

gehüllt und hatten nur noch gelegentlich Ausblicke in die nähere Umgebung. Mit Mühe bauten wir einen Steinmann aus dem verwitterten Gestein und legten eine Blechbüchse mit einem Zettel hinein, der an unsern Besuch erinnern sollte. Die nach dem augenblicklichen Barometerstand reduzierten Höhenmessungen mit dem Siedethermometer ergaben eine Höhe von 3010 m für den Pinaya und 2960 m für den Haje.

Nach ausgiebiger Gipfelrast verließen wir befriedigt unsere luftige Warte und strebten unserem Lagerplatz zu. Versüßt wurde der Abstieg durch ein heftiges Gewitter mit Platzregen, und bis auf die Knochen durchnäßt langten wir unten an. Zu unserer Freude fanden wir die Alfuren schon im Lager vor, so daß wir am nächsten Morgen nach Kanike absteigen konnten. Wie sich später herausstellte, war der sogenannte Jagdpfad, den ich beim Aufstieg hatte verfolgen wollen, in Wirklichkeit der auf den Paß und von da an die Südküste führende Weg, aber, wie gesagt, die Alfuren hatten gewichtige Gründe, ihr Geheimnis nicht preiszugeben. Beim Abstieg verfolgte ich ihn natürlich, und wir gelangten so recht bequem nach Kanike.

Meine erste Operation.

Von Kurt Müller.

Der erste Ort meiner ärztlichen Tätigkeit in Brasilien hieß Sao Joaquim da Costa da Serra. Der wohlklingende Name war das Beste des Dorfes, das im übrigen ein Konglomerat von einigen hundert Bretterhütten auf der einsamen Hochfläche Santa Catharinas darstellte. Meine Praxis war teils konsultativ, teils übte ich sie im ganzen Landkreis, auf Maultieren umherreitend, aus. In den ersten Tagen meines dortigen Aufenthaltes machte mich der Apotheker auf ein Kind aufmerksam, das an einer fieberhaften Schwellung am Oberschenkel litt. Die Salben meines dortigen Kollegen hätten nichts geholfen. Es war eine Knochenmarksvereiterung, und ich beschloß eine Reklame-Operation. Den Operationsraum stellte eine Stube mit einer Tür und einem Fenster, das nur durch einen Laden verschließbar war, dar. Aber man muß sich zu helfen wissen, schnell war ein Glasfenster geliehen und angenagelt. Wände und Fußboden grundiert, d. h. so lange mit Karbolwasser geschrubbt, bis die Maserung des Holzes zum Vorschein kam; an Stelle der fehlenden Decke wurden ein paar Leintücher gespannt. Der italienische Kollege fand sich bereit, die Narkose zu übernehmen; und nachdem noch ein passender Tisch im Dorf „rangiert“ war, wurde die Operation

auf nachmittags festgesetzt. Die Alta Sociedade, Richter, Staatsanwalt, Redakteur, Advokat und Pfarrer, fanden sich im Operationsraum ein, um zu beurteilen, ob der neue Doktor was taugt. Da es kalt war, hüllten sie sich in ihre Ponchos und behielten die breitrandigen Sombreros auf dem Kopfe, den Neuling an Rigoletto, Entführungsszene, erinnernd. Die Misera plebs drückte sich von draußen die Nase an dem Fenster platt. Während ich und meine Frau uns vorschriftsmäßig wuschen, in die Operationsmäntel und Handschuhe schlüpfen und zur Erhöhung des Effektes auch Gesichtschleier (System Gauß) vorbanden, zog die Alta Sociedade ihre Buschmesser und schnitt sich Stangen Tabak klein, der in Maisblätter gerollt und dann geraucht wurde. Ich wagte gegen diese geheiligte Sitte nichts zu sagen, insbesondere da der Richter noch einen Spucknapf von Hause holen ließ und somit fundamentale Kenntnisse eines sauberen Operationsbetriebes verriet. Er war auch sonst durchaus gebildet und trug als einziger dort einen Paletot. Nach diesen etwas langwierigen Vorbereitungen ging die Operation glatt vonstatten; ich konnte zum Schluß dem staunenden Volke eine genügende Menge Eiters und ein nekrotisches Knochenstück vorzeigen, und als gar am Ende der Operation das Kind schrie, also untrügliche Zeichen des Lebens von sich gab, war meine Position für die Zukunft gesichert.

I c h w e r d e V i e h z ü c h t e r .

Es waren alles sehr nette, freundliche Leute dort oben, nur mit dem Bezahlen war es etwas holperig. Geld war nur im Spätjahr, wenn die fetten Ochsen verkauft wurden, vorhanden, und manchmal konnten sie davon nichts abgeben. Dann mußte ich wohl oder übel Vieh in Zahlung nehmen, je nach Höhe der Rechnung ein Kalb, Ochsen, Kühe, Pferde oder Mullen. Daß sie mir nicht Hochzucht gaben, ist selbstverständlich, und daß sie mich über das Ohr hauten, ebenso. So bot mir einmal ein ganz Gerissener eine phänomenale Milchkuh, die vor zwei Tagen gekalbt hatte, an. 15—20 Liter Milch gäbe sie täglich, und als wir auf den Kamp ritten und sie vom Pferde aus ansahen — absteigen durfte ich nicht, die Kuh wäre „brava“, das ist wild —, hatte sie ein Euter, wie ich es selbst auf dem Zentralzuchtviehmarkt in meiner Heimat noch nicht gesehen, bloß als ich sie zu Hause hatte, stellte es sich heraus, daß das Euter nicht durch Milch, sondern durch eine wüste Mastitis so geschwollen war. Da konnte ich selbst mit der Bierschen Saugglocke nichts ausrichten und mußte das Kalb mit der Flasche großziehen. Und glaubt ihr vielleicht, der hätte sich nachher herausgelogen? Gelacht hat er und ich mit einem tränenden Auge auch. Wollte ich das so eingehan-

delt Vieh verkaufen, so wurde mir kaum die Hälfte dafür geboten. So kaufte ich schließlich Land, verpflichtete einen Capatais, d. i. Verwalter, trieb mein Vieh drauf und sprach: Seid fruchtbar und mehret euch, was sie auch taten. Mit dem Viehzüchten macht man hier nicht so viel Geschichten wie in Deutschland. Die Tiere kennen keinen Stall, bleiben Sommer wie Winter auf der Weide. Jeden zweiten Tag werden die Kühe mit den Kälbern in den Portreiro, d. i. ein 30 Meter im Quadrat messender Viehkral, getrieben und gemolken. Aus der Milch wird Käse gemacht.

Im Frühjahr beginnt die große Arbeit. Bevor das erste Grün herauskommt, wird der ganze Kamp gebrannt, um das Unkraut auszumerzen. Es ist ein grandioses Schauspiel, wie Feuer und Qualm sich langsam die Berge hinauffressen, und nächtelang sieht man von dem Dorf aus die Feuer am ganzen Horizont. Das Braugelb der Kampflächen wandelt sich in Schwarz. Dann beginnt die Vieharbeit. Etwa 25 Tiere werden in den Kral getrieben, der Lasso schwirrt an die Hinterbeine der ängstlich herumrennenden Tiere und bringt sie zu Fall. Schnell springt ein Knecht herbei, dreht an den Hörnern den Kopf nach oben; so und mit den gefesselten Hinterbeinen ist das Tier machtlos. Man zieht ihm jetzt die Zunge heraus, schüttet ein Kilo Salz und etwas Wasser hintennach in den Rachen, und fertig ist die interne Frühjahrstoilette, ganz wie bei den Querischen Bauern auf der Kirchhofsmauer des oberbayerischen Dorfes. Dabei werden die zweijährigen Stiere kastriert und die einjährigen Kälber gegen Milzbrand geimpft und mit der Hausmarke gebrannt. Meine Marke war z. B. ein Hakenkreuz. Zum Schluß werden dann noch die Schafe gezählt. Das ist die schwierigste Arbeit; denn die Schafe haben es sehr mit der Fixigkeit und die Peone es weniger mit der Richtigkeit. Die Schafe springen viel schneller an einem vorbei, als man dreistellige Zahlen aussprechen kann. Und wenn dann gar zwei zählen, dann ist nachher die Frage, ob man nun durch zwei dividieren oder beides zusammenzählen muß, immer Gegenstand eifrigster Diskussion.

Der Ski auf meinen Reisen.

Eine gedrängte Erinnerung von Ludwig Kohl.

Die Landschaft, aus der uns erstmals der Hochwinter als Erlebnis erwuchs, war der südliche Schwarzwald.

Kein Punkt der Heimat, scheint mir, öffnet so leicht den Weg in die große lockende Weite wie die Kuppe des

Feldbergrückens. Von ihr ist an hellen Tagen die Sicht nach Süden frei nach dem Alpenwall, der uns trennt von der Welt, die unsere Gedanken suchen, umfassen und erträumen.

Wenngleich die Schneeschuhe über Winterkämme glitten und in den Tälern und an den Hängen die Bäume schwer an ihrer weißen Last trugen, konnte es geschehen, daß wir über dem blauenden Rücken im Süden visionär die heißen Steppen Afrikas und Asiens sahen, den weißen Strand, den die Lagune der Südseeinsel umgrenzt, wir sahen den heißen, blauen tropischen Himmel und den ewigen Winter im Norden und Süden der Erde, wenn auch der enge Kreis eines Schwarzwaldwinters unsere wirkliche, sichtbare Welt war.

In Föhnnächten, in denen Himmel und Erde sich näher treten, die Sterne weicher und wärmer funkeln, übersprangen unsere Wünsche leichter, vorsätzlicher oder auch unbewußt den Ring der Landschaft um uns, und wir trugen wie einen gefundenen kostbaren Schatz dann etwas heimwärts von den reibungslosen Räumen der Welt.

Wir vergaßen dann leichter den Gang zum Tale, zur Niederung der Stadt, den Weg zur Arbeit in den Hörsälen, wo wir doch in unserer verschneiten Hütte alles fanden und hatten, an dem man mit zwanzig Jahren hängt. Nur ein paar Schritte aus der Hütte: alles war unser Eigentum, die Rundung der Berge, die Tiefe der Täler, die blauen Hochalpen und alle Lockungen dahinter.

Kümmertlich war gegenüber diesem Reichtum die äußere Wesenheit dieses zwanglosen Lebens, die in ein paar Schneeschuhen mit Rohrbindungen, magerem Proviant, abgetragenen Stadthosen und allenfalls einigen Brisagos bestand.

In jene ungebundene Zeit, welche äußerlich die paar Schlagwörter kennzeichnen mögen, fiel meine erste Skitour. Als Auftakterlebnis reicher Wanderfahrten im Norden und Süden ist mir noch jede Einzelheit in klarer Erinnerung, mehr noch wie der erste Gang zur Schule. In meiner Seele liegen noch unberührt die ersten weißen Hänge, einzelne Bäume, ein blaues, kaltes Tal, ein Himmelsausschnitt oder die erstickten Laute gefangener Bäche.

Kalt und eisig waren die Dezembertage des Jahres 1906. Mit geliehenen Skiern und schwankender Bindung waren wir von Freiburg aus über den Schauinsland nach dem Feldberggipfel gewandert, um dann noch — man überhebt sich in jungen Jahren nur zu leicht und selbstverständlich, weil kaum etwas mehr im Leben als eine junge Begeisterung unsere Kräfte zu steigern vermag — am gleichen Tage über den Toten Mann abzufahren.

Als wir unten ankamen, bestand unsere Bindung im wesentlichen noch aus Spagat, wir glaubten keine Knochen mehr im Leibe zu haben, die Ohren waren durch Frostwirkung verunstaltet, was uns zu dem Schwure brachte, unsere Kräfte auf andere nützlichere Dinge zu verwenden.

Aber an dem nächsten freien Tage standen wir wieder auf der hohen Warte des Schwarzwalds.

In den Wintertagen des Jahres 1911 lief ich über das nun gewohnte weiße Land mit reicheren gesteigerten Empfindungen. Der Schneeschuh, der mir bislang mehr ein Spielzeug zur Entfaltung überströmender Kraft war, oft nur ein Begleiter, mit dessen Form und Eigenbau ich Entfernungen überwand, war mir in dem Augenblicke notwendig verwachsen und ein Stück von mir, wo ein erstes größeres Ziel vor mir lag, bestimmt durch die Teilnahme an der zweiten deutschen Südpolarexpedition unter Wilhelm Filchner. Wenn dann der kleine Trupp — Rudolf Biehler war dabei, auch Xaver Merz, der Schweizer, die beide ein ehrenvoller Tod aus dem Leben gestrichen — in Sturmtagen und dunklen Nächten, wie wir sie vorsätzlich wählten, zu Fernfahrten die Skier anschnallte, wurde das Tempo rascher, zielbewußter, kampfmäßiger.

Wir sahen über der kleinen Welt des schwachen süddeutschen Winters die weiße unentdeckte Küste im Süden, die so großen Einsatzes wert war.

Eine Auswahl erlesenster Schneeschuhe folgte mir durch den Gürtel der Tropen nach dem Süden. Freunde gaben mir die ihnen als letztes Angebinde mit — als Amulett, als körperliche Verbindung mit ihnen.

Wie das Leben es liebt, Freundschaften zu zerstören, so vernichtet es mit starrer Vorsätzlichkeit festgefügte, fast erfüllte Träume.

Es war an einem grauen stürmischen Novembertage auf der Dreimastbark „Deutschland“ — längst hatten wir alle Kultur verlassen und vergessen — zu einer Zeit, wo unser Metier darin bestand, bissige Schlittenhunde uns zu Freunden zu gewinnen und die ersten Vorbereitungen für die große Fahrt auf dem Festlande im Süden zu treffen, als durch eine sinnlos heimtückische Krankheit das antarktische Festland vor mir und meiner Zukunft versank wie der Rumpf der Bark, der durch eine Sturzsee zertrümmert wird.

Als ich wieder im Bewußtsein lebte, schoben sich bereits die alpinen Bilder Südgeorgiens an meinem Bullauge vorbei, wenn dasselbe die hohe Dünung freiließe. Wir sahen

Gletscher sich im Meere verlieren, ein seltsam fremdes Tierleben in dem grauen hohen Tussockgrase, und als man schließlich den Kranken an Land brachte, da wußte er, daß es nun endgültig aus war mit bissigen Hunden, Schlitten, Skifahrten im Süden um den Preis des Poles.

Dem Ausgeschalteten blieben auf Südgeorgien in späteren Wochen nur ein paar geruhsame Skitouren, Wanderungen ohne Sturm, Wanderungen eines Bürgers, dem



Cumberlandbucht in Südgeorgien.

Hastigkeit und Zielkraft fremd, der sich freut, wenn es seinem Körper gelingt, einen kurzen steilen Hang zu erklimmen. Atem und Kraft reichten gerade aus, ein Hochtal über der See zu besuchen, eine See-Elefantengruppe oder eine Pinguinenstadt, die in einer braunen Grasmulde lag.

Es ist etwas Heiliges um eine erste Liebe, wie auch die erste Liebe zu einer Landschaft immer etwas Reines und Stetes in sich trägt. Gleich einem verschlossenen Keime, den man stets zum Leben wecken kann, tragen wir erste Liebe und erste Landschaft durch unser Leben.

Ohne Lockung ist dann, heimkehrend, die tropische Welt mit ihrem heißen Atem, wenn die Bergformen der Heimat an Gestalt gewinnen und der Keim, den wir mit in der Welt herumgetragen, seine Zauberkraft ausübt, ehe wir noch die Küste im Norden sichten. In allen Jahren der Fremde war mir die kleine Hütte im Schwarzwald Ruhepunkt, Heimat schlechtweg, wo man neue Stoßkraft sammelt, um weiter den Weg zu finden, den Zufall und Geschehnisse einem weisen.



Sommer und Winter im letzten Streit.

Jahre kamen und gingen wie bunte Geschenke, die man nachgerade als etwas Selbstverständliches annahm. Jahre in Steppen, wo der Ski ein Idol blieb, wo Pferde und Kamele die Entfernung meisterten, wo das Läuten der Karawane die Melodie der Tage wurde wie ehemals das Rauschen der Tannen und Fichten. Braune, fremde Menschen, heiße Staubwinde der Wüste verdrängten jede Vorstellung des Winters.

In das unruhige Leben drängte sich im Jahre 1912 ein hastiger Sommer in Lappland. Von seinem harten Winter sah ich indes nur Schneereste in Klüften, welche die Mitternachtssonne nicht treffen und lösen konnte.

Im Jahre 1914 nahm mich eine neue Fremde, die deutsche Südsee auf. Glühendes, heißes Leben. Kein Traum von Schnee und Eis füllte die Tage.

Gefangen auf einem tropischen Eiland der Karolinen sind Schnee und Berge verdrängt, und es ist gut so. Ertappt man sich in einer Erinnerung, so wird Heimweh nach ihnen eine krankhafte Folter, die, vom Feinde umgeben, quälend und unerträglich wird, wenn weite Meere das Erlebnis hindern.

Nur einmal sah ich auf der ungewissen Heimfahrt ein Stück Winter. Vom Hafen Yokohamas aus, wo der Gipfel des Fudschijama zwischen weißen Wolkenknospen lag, unirdisch zwischen Himmel und Erde getürmt.

Nur diejenigen wissen es, die der Krieg in der Fremde zerstreut ließ, die Kämpfer von Ostafrika und Südwest, welch wechselvolles Leben eine Reise bis zum ersten Heimatshafen bringen konnte. Wir, die wir aus Ostasien kamen mit Tsingtauleuten zusammen, hatten schon viel erreicht, wenn man die amerikanische Westküste betrat. Im Jahre 1915 lag das reiche Land im Westen noch nicht in Fehde mit uns, und wir waren dort noch frei. Man konnte ungehindert in den fremden Kneipen sitzen, zusammen mit Matrosen aller Völker, die man sich zu Freunden machte, um einen Paß zu kaufen. Man biederte sich mit Cowboys an, mit deren rauhen Art man sich abfand, mit Walfischfängern, die eine Heuer suchten, mit Trappern und Abenteuern, die dem Golde und dem Whisky mit gleicher Leidenschaft nachgingen.

Aber es war leichter, die Freundschaft aller dieser Gestrandeten als einen fremden Paß zu gewinnen.

Hoffnungslos sind die Tage des Wartens.

Als wir eines Tages in dem dunkeln Wartesaal der Southernpacificbahn in San Franzisko in den Fahrplänen herumstöberten, drängte sich aus einem Wust von Plakaten eine weiße Winterlandschaft heraus. Verschneite Tannen, Lärchen, Kiefern, ein Gipfel, auf dem das letzte Licht des Tages lag. Ein Stück kalifornischen Winters pries sich laut in diesem Bilde an.

Nach einer kurzen Spanne hatten wir Schneeschuhe, Kleider und eine Fahrkarte nach Trukee. Vorbei an der Herbstlandschaft der Ebene, wo noch Apfelsinen leuchteten und Bäume schwer an ihrer Herbstlast trugen, umging uns nach einigen Stunden unberührter Winter. Hier in den Bergen Kaliforniens war der Schneeschuhlauf im ersten Erwachen, unangetastet schienen die unermeßlichen Wälder

und es gehörte nicht viel dazu, vermittels unserer norwegischen Kunst, die ihre funny studies zum Ergötzen der Einheimischen an den Hängen ausführte, als Skigröße zu gelten.

Englisches Kreuzverhör in Kirkwall. Fahrt über das Meer, in dem einer unserer besten Clubfreunde, Rudolf Biehler, sein Grab fand. Mit Trauer erinnere ich mich seiner, weil sein Tod uns um so vieles gebracht hat, um rasch zündende Begeisterung, um Reisen in fernen Zonen, um Erlebnisse, Taten und eine große Freundschaft.



Mündung des Tanastromes (Finnmarken).

Müde und endlos ist im subtropischen Winter der Gang der Lasttiere und der Soldateska durch die aufgeweichten Steppen des Iraks. Erst wenn nach tagelangem Zuge das persische Randgebirge mit ein paar weißen Kämmen sich an die Ebene drängt, ist der Gang leichter. Die Landschaft wird herber, rauher, winterlicher, es kann auf den Pässen schneien, daß Winter und Weihnachten wieder begreiflich werden.

Kurz vor unserem Marsche nach Hamadan in Persien lag der Schnee meterhoch und türkische Pioniere hatten eine Hohl-gasse für Pferde und Troß durch die Schneeverwehungen gelegt. Bei diesem gleitenden Ritt war es, daß ich den Monatsgehalt eines Assistenzarztes für ein Paar Schneeschuhe gegeben hätte.

Aber nur ein einziges Paar besaß damals das türkische Armeekorps. Sie waren im Besitze des Befehlshabers der türkischen Streitkräfte in Persien, Ali Ichsan Paschas, der, wie man mir später sagte, sie wie ein Kinderspielzeug liebte und verwahrte.

Sie blieben Tabu für mich.

Erst nach Kriegsende war die Winterwelt wieder für mich frei. Aus zweifacher Gefangenschaft erlöst, kehrte ich an einem leichtflockigen Tage zur Heimerde zurück, dort-



Auf dem Eise des Südpolarkontinentes.

hin, wo sich so leicht Enttäuschung verleiben lassen, wo mit jedem Schneehang, mit jeder Sicht auf die Berge der Schweiz sich ein Stück des irrsinnigen Wechsels der Jahre nach und nach verliert.

Erfüllung aber des Winters in weitestem Maße, des Winters, der zähe ist und keinen Spaß versteht, der nordische Winter über dem Polarkreise, wurde mir Ende 1919, als ich unter den Lappen lebte, deren Leben ein acht Monate langer Winter regelt und sperrt.

Mit dem Schneeschuh ist man dort oben mehr verwachsen wie je, wie mit einem Bruder, von dem man sich nicht leicht und ohne Gefahr trennen kann.

Als ich mich 1924 vorübergehend von den weißen Flächen Finnmarkens trennte, um zur Fahrt nach dem Süden der Erde zu rüsten, nahm ich wieder meine Schneeschuhe mit auf die Reise durch die tropischen Meere um Afrika herum in die Wasser der Rossee, die von der großen Eismauer des sechsten Erdteiles im Süden umgrenzt werden.

An einem bitterkalten Februartage ging die Fahrt durch das Treibeis der Discoverybucht. Kaum anderswo kann ein Streifen der Welt, eine Einöde einsamer und feierlicher sein als an dem Rande des Inlandeises, das gegen das Meer flutet.



Lappe vor seinem Zelt.

Auf den weiten, weißen Flächen der Antarktis erlebte ich meine stolzeste Skistunde, und alles, was ein Winter an Schönheit kennt, ging in jener Stunde für mich auf.

Übrigens: Lappland und der Skilauf im hohen Norden sind ein Kapitel für sich.

Die Weite der Landschaft gibt dort dem Skilauf seinen Charakter. Vereiste Ströme, baumlose Höhen, über die Stürme fegen, daß sie wie das Meer fessellos werden, sind die Grundzüge des Landschaftsbildes. Freilager, Schneestürme, Nomadenleben, Reisen mit Renttieren sind die Beigaben des Skilaufs, der keine besondere Technik, aber ein

gutes Herz und eine starke Lunge verlangt. Technik in unserem ausgeklügelten Sinne kennt auch der Lappe nicht. Seine Technik ist naturhaft wie seine Bindung, die nur einen Zehenriemen kennt. Steile Hänge, die meist verharrscht sind, wo der Baumwuchs fehlt, bezwingt er mit seinen Fellschuhen. Abwärts reitet er auf seinem Stocke, den ihm ein schlanker Birkenstamm liefert.

Vielleicht bin ich vom Leben im Norden her, mehr als ich weiß, beeinflußt, wenn ich sage, daß ja auch nicht der allerletzte Sinn des Skilaufs sein kann, seine Muskeln zu Kunststücken zu trainieren oder der Kunst der Schaubühne zu dienen. Wenn Biceps, Quadriceps und seine Anhängsel mit den Jahren atrophisch werden, wird aus der Umwelt des engbegrenzten Sprunghügels, der eine herrliche, für wenige erreichbare Kunst vorführt, ganz von selbst das Wesenhafte hervortreten: sonniger leuchtender Winterwald, das Silber der Firne, Kameradschaft auf langen Fahrten, deren Bilder und Erlebnisse wohl die Degeneration der Muskeln noch eine Weile überstrahlen werden.

Diesen, mehr ruhigen Wert des Skilaufens, habe ich besonders empfunden auf den Fernfahrten im hohen Norden, in den Vorsommertagen, wo die Sonne nicht mehr zur Rüste ging, und in den dunkeln Winternächten, wo bei flammendem Himmel meine Bretter mich über die Schneemeere der Küste trugen.

Zuweilen empfinde ich auch jetzt ganz besonders stark, daß überfeinerte Technik mit ihrer Mode und Neuerungs-sucht nur eine vorübergehende Spielart in der Geschichte des Skilaufs bedeutet, aber für das eigentliche Wesen und den Sinn, der in den Brettern liegt, ohne jeden Belang ist.

Rückblicke.

Von Carl J. Gauß.

Die Stunden, die ich in mehr als 20 Jahren mit dem Akademischen Skiclub Freiburg verlebte, haben mir eine lange Reihe von schönen Erinnerungen eingebracht, die das Gefühl der Zugehörigkeit auch noch heute bestehen läßt, wo räumliche Entfernung und persönliche Unbekanntheit mit dem Nachwuchs einem engeren Konnex mit den Clubgenossen entgegenstehen. Ein Teil dieser Erinnerungen interessiert vielleicht die Jungen und Alten im Akademischen Skiclub, so daß ich sie hier kurz und anspruchslos vorbringen möchte. Es

handelt sich dabei nicht um große Taten, um Erstbesteigungen und Rekordleistungen, sondern um kleine Erlebnisse, die dieser und jener Stunde gemeinsamer Clubfahrten manchmal die Farbe gaben und doch — gerade weil sie an und für sich belanglos waren — der Vergessenheit anheimgefallen sind.

Luftfahrt.

Ich beginne mit dem „höchsten“ Sport, den ich eifrig und oft mit Clubgenossen betrieben habe. Unter den zahlreichen Freiballonfahrten — meine Erlebnisse im Zeppelin und im Flugzeug habe ich außerhalb des Clubs gehabt — ist mir eine besonders lebhaft in Erinnerung geblieben. Professor Liefmann, eine Studentin, ein unter falschem Namen segelnder Referendar und ich warteten in einem Münchner Hotel günstige Winde ab, um dann von Augsburg aus mit wasserstoffgefülltem Ballon eine Dauerfahrt anzutreten.

Wir waren schon etwa 50 Stunden über Bayern, Böhmen, Schlesien und Brandenburg unterwegs gewesen, als die dritte Nacht anbrach und uns aus der Gegend südlich von Berlin in westlicher Richtung über die Elbe auf Lüneburg zu trieb, von wo uns ein Windumschlag ziemlich plötzlich über das fabelhafte Lichtermeer von Hamburg-Altona nach Schleswig-Holstein führte. Diese neue Fahrtrichtung erweckte im Verein mit der noch prall gefüllten Ballonhülle und dem ausreichend vorhandenen Ballast in unserem Führer den kühnen Plan einer Überfliegung der vor uns liegenden dänischen Inseln mit einer Landung auf einer möglichst nördlich gelegenen Stelle skandinavischen Bodens. Ich sah uns schon im Geiste am Nordkap niedergehen und unter Lappen überwintern. Dieser „weitfliegende“ Plan Liefmanns wurde — gottlob! — durch eine abermals neue Windrichtung unmöglich gemacht: wir trieben links ab und nun mit verstärkter Geschwindigkeit auf die Nordsee zu. Die Unmöglichkeit einer genauen Ortsbestimmung über dem in völliger Dunkelheit unter uns liegenden Lande, eine dauernd zunehmende Windstärke, mehrere gegen Verabredung niedergehende Regenschauer und die nervenberuhigende Vorstellung der uns erwartenden, sturmgepeitschten Wasserwüste ließen schnell einen neuen Plan reifen: trotz Wind und Nacht innerhalb der nächsten 10 Minuten zu landen, um dem sicheren Seemannstode zu entgehen, der für Ballonfahrer ja im allgemeinen nicht vorgesehen ist. Noch ehe wir uns mit diesen neuen Gedankengängen ernstlich vertraut gemacht hatten, drückte uns eine heftige Bö mit großer Wucht gegen den Boden, so daß ich gerade noch Zeit hatte, von meinem Beobachterposten aus warnend „Wir setzen auf!“ zu rufen. Kaum einige Sekunden später erfolgte schon der

Aufprall des Korbes, dem — mir ahnte Schlimmes — ein mit fabelhafter Vehemenz einsetzendes Steigen des Ballons unmittelbar folgte. Meine sofort in die Dunkelheit hinausgerufenen Worte „Herr Professor, sind Sie noch da?“ waren der automatisch einsetzende Reflex dieses unvorhergesehenen Ereignisses. Da die Antwort ausblieb, wurde mir augenblicklich klar, daß meine unbewußte Gedankenassoziation richtig, und daß ich nunmehr Führer des Ballons war. Ein Griff zur Reißleine brachte den um ein Menschengewicht erleichterten, in toller Aufwärtsfahrt davonstürmenden Ballon zur Vernunft. Wir setzten abermals auf, schleppten eine Zeit lang in rasender Fahrt über den Boden, bekamen nochmals unerwartet Auftrieb — auch der namenlose Referendar hatte es nämlich inzwischen vorgezogen „auszusteigen“ — und blieben dann nach einigen weiteren, sehr bewegten Minuten endgültig liegen. Als ich aus dem umgestürzten Korb herauskroch, war Finsternis und Grabesstille um mich. Von meinen drei Begleitern keine Spur. Gerade vor mir, genau in der Fahrtrichtung, stand drohend ein Schuppen, den der Ballon als Ballonhalle angesehen zu haben schien; glücklicherweise war ihm aber noch zuvor die Luft ausgegangen, sonst wäre ich sicher wesentlich schlechter gebettet worden. Ein leises Stöhnen rief mich aus meinen philosophischen Betrachtungen in die Wirklichkeit zurück. Ich untersuchte die Trümmerstätte und fand, begraben unter der stattlichen Zahl unserer für die Landung am Nordkap bestimmten Sandsäcke, die Studentin, befreite sie von dem sie sehr bedrückenden Ballast und übergab ihr, da sie ernstlichen Schaden nicht genommen zu haben schien, den Ballon zur Bewachung, um mich meinerseits nach den verloren gegangenen Luftgenossen umzusehen. Den Spuren des Schleppseils nachgehend, traf ich bald auf unsern Referendar, der zwar stark ramponiert aussah, trotzdem aber in beschleunigter Gangart der Ballonfähre folgte, anscheinend in der Hoffnung, dadurch noch wieder rechtzeitig zur Weiterfahrt einsteigen zu können. Beim Ballon wieder angekommen, hielten wir alsdann zu dreien Kriegsrat, wo wir unsern Führer finden und, wenn nötig, seinen Leib bestatten könnten. Wir beschlossen, zu diesem Zweck rechts und links der Schleppseilspur auszuschwärmen. Als ich selbst dabei dem erleuchteten Fenster eines einsam daliegenden Gehöftes folgte, bekam ich ein ganz unerwartetes Bild zu schauen. Am Tisch der Bauernstube, eifrig einer fetten dicken Milch zusprechend, saß Professor Liefmann, als ob er ausgerechnet dazu in dunkler Nacht hier gelandet wäre. Ein reges Frage- und Antwortspiel setzte zwischen uns ein.

G.: „Wie kommen Sie denn hierher?“

L.: „Ich bin nur etwas spazieren gegangen.“

G.: „Haben Sie sich denn nichts getan? Sie sind doch aus dem Ballon gefallen!“

L.: „Keine Spur — ich bin doch gar nicht Ballon gefahren! Ich wollte nur noch etwas frische Luft schnappen, ehe ich mich zu Bett legte.“

Erst jetzt wurde mir klar, daß eine leichte *Commotio cerebri* bei ihm die Erinnerung an die Ereignisse der letzten Tage völlig ausgelöscht hatte. Ich wechselte also meine Politik und fragte, ob er helfen wolle, einen Ballon zu bergen, der soeben zufällig in der Nähe gelandet sei. Bereitwillig ging er mit und leitete mit gewohnter Fertigkeit die Aufräumarbeiten, wobei ihm die Erinnerung allmählich wiederkehrte. Wenn Professor Liefmann diese Schilderung liest und, wie ich nicht bezweifle, lebhaft gegen sie protestieren wird, so muß ich wohl oder übel annehmen, daß Spuren dieser Amnesie auch heute noch von der mißglückten Ballonfahrt nach dem Nordkap bei ihm zurückgeblieben sind¹.

Die Fahrt hatte übrigens noch ein ergötzliches Nachspiel. Da es sich herausstellte, daß die Studentin einen leichten Knax am Rücken hatte, der sie hinderte, bei unserer Rückfahrt von Hamburg nach Freiburg in das obere Bett des Schlafwagens zu klettern, so überredete ich eine in demselben Abteil untergebrachte alte Dame, unserer Begleiterin das bequemere erreichbare Unterbett abzutreten. Als ich dann andern Morgens gegen 4 Uhr kurz vor Freiburg durch den Gang des Schlafwagens wandelte, fand ich dort dieselbe alte Dame granddurchfurchten Gesichtes stehen und mußte mir von ihr Vorwürfe gefallen lassen, daß ich sie mit einer Verrückten zusammen gebracht hätte. Auf meine Frage nach dem Zusammenhang dieser überraschenden Mitteilung erklärte sie mir, daß die junge Dame dauernd aus ihrem Bett ans Fenster gestürzt sei, angstvoll auf den vorbeigleitenden Boden des Bahndammes geschaut und dabei gerufen habe: „Geben Sie schnell Ballast, Herr Professor, sonst setzen wir auf!“ Sie hätte es daher vorgezogen, das unheimliche Abteil zu verlassen und dem Ziel ihrer Reise stehend auf dem Gange ent-

¹ Selbst dies angenommen, muß doch konstatiert werden, daß seine dichterische Phantasie hier in vielen Punkten mit Prof. Gauß durchgegangen ist, was u. a. dadurch bewiesen wird, daß 1. noch kein Mensch in der ganzen Welt mich hat dicke Milch (hu!) essen sehen, geschweige denn in jener Nacht; 2. wir ungefähr gleichzeitig an der Tür jenes Bauernhauses zusammentrafen, nachdem ich mit dem Rufe „Ich bin aus einem Ballon gefallen!“ an das Fenster geklopft hatte; 3. daß der Ballon selbstverständlich erst am nächsten Morgen geborgen werden konnte, und zwar ohne meine Mitwirkung unter Leitung der beiden Führer aspiranten Dr. Gauß und „Kaspar Hauser“! (Meine auf damaligen Aufzeichnungen beruhende Darstellung s. „Luftfahrt“, Febr. 1921.) Liefmann.

gegenzuwachen. Ich habe der alten Dame daraufhin vertraulich mitgeteilt, daß es sich bei der andern um eine ganz harmlose Geisteskrankheit handle, wie sie beim Ballonfahren (siehe oben) sehr häufig vorkäme.

In dieses Kapitel gehört übrigens auch eine Beobachtung, die ich während einer Ballonfahrt an unserem Villinger habe machen können. Ein anderes Mal waren wir abends in Freiburg aufgestiegen, wurden in nordöstlicher Richtung gegen Böhmen getrieben und konnten unsern jeweiligen Standort infolge der dunklen Nacht und der unter uns liegenden weiten böhmischen Wälder nur ganz grob feststellen. So meinte der Führer — es war wiederum Professor Liefmann —, daß wir wohl erst in der Morgendämmerung zur Orientierung kommen würden. Als die Sonne dann aufstieg, bemerkte ich bei Villinger eine deutliche, immer zunehmende Unruhe. Er spähte rechts und links, vorn und hinten aus dem Korbe und suchte offenkundig etwas, das er um diese Zeit unter uns erwarten zu müssen glaubte. Schließlich rang sich von seinen Lippen die bange Frage: „Sind wir eigentlich schon an der Orientierung vorbei?“ Durch systematische Beobachtung habe ich dann im weiteren Verlauf der Fahrt einwandfrei feststellen können, daß bei Villinger oberhalb von 200 Meter Höhe die Auffassungsgabe ganz rapide nachließ. Auf ebener Erde habe ich von diesem Defekt nur selten etwas bei ihm bemerken können.

Auch diese Fahrt fand für mich einen heiteren Abschluß. Ich mußte am zweiten Morgen nach dem Aufstieg wieder in Freiburg sein, um eine Fürstlichkeit zu bestrahlen. Ich wurde also am Tage der glücklich passierten „Orientierung“ durch eine Zwischenlandung bei X ausgesetzt und betrat — ein Beweis, daß es bereits damals einen vorbildlichen Fahrplan für das Freiballonfahren gab — pünktlich eine Viertelstunde vor dem Eintreffen der Patientin in die Freiburger Klinik, so daß ich gerade noch schnell einen weißen Mantel anziehen und ins Röntgenzimmer gehen konnte. Alldort erwartete mich ein überraschendes Bild: In Lackschuhen, Gehrock und Zylinder stand der mir zur Hilfe beigegebene Volontärarzt Dr. X. zum Empfang Ihrer Hoheit bereit, hoffend, durch meine Abwesenheit zum Schuß und in den Besitz einer angemessenen Zierde seiner Mannesbrust zu kommen. Seine Enttäuschung über meine rechtzeitige Rückkehr und über das Gelächter der Hölle wegen seiner ihm von den andern Kollegen anempfohlenen Galauniform hat ihm fast das Herz gebrochen.

Ein anderes Mal sind wir Luftfahrer dagegen selbst durch An- und Aufzug zum Gegenstand des Staunens geworden. Eine flotte Fahrt hatte uns — es waren Professor Liefmann, Dr. Bender und ich im Korbe — von Freiburg quer

durch Frankreich an die Mündung der Vilaine getrieben, wo wir angesichts des Atlantischen Ozeans zu landen gezwungen waren. Ich erinnere mich noch der sehr geteilten — dem Weltkrieg vorausseilenden — Gefühle, mit denen ich einen auf das Schleppseil zueilenden Landarbeiter betrachtete, der einen Leibgurt trug, auf dem mit den zugehörigen Landesfarben vorn „Vive la France“ und hinten „Vive la Russie“ gestickt stand. Trotzdem kamen wir nach vorläufiger Beschlagnahme des Ballons und Erlegung der geforderten Kaution verhältnismäßig glatt weg, um dann über Paris der Heimat zuzustreben. Da man in Paris verlangte, daß wir den mit uns reisenden Ballon selbst von dem einen an der Peripherie liegenden Bahnhof zu dem andern transportierten, so blieb uns nichts anderes übrig, als einen großen, flachen Lastwagen zu mieten und mit ihm, malerisch gruppiert um den inmitten aufgebauten Ballonkorb, quer durch die belebtesten und elegantesten Teile von Paris zu fahren, wobei wir natürlich ebenso berechtigtes wie uns unerwünschtes Aufsehen erregten.

Frankreich hat uns bei unsern Clubluftfahrten überhaupt immer magnetisch angezogen. Einmal gelang es uns allerdings, uns den unliebsamen Schwierigkeiten der Rückkehr aus Feindesland mit Erfolg durch eine Rückwärtsschleife in das Gebiet der Eifel zu entziehen; dabei haben wir uns, Luxemburg überquerend, die gerade an diesem Tag im Jahre stattfindende, speziell für uns angesetzte Echternacher Springprozession aus respektvoller Entfernung angesehen.

Ich habe mir noch ein zweites Mal eine Landung auf französischem Boden erspart, trotzdem sie nach Lage der Dinge kaum zu vermeiden schien. Zur Erlangung meines Ballonführerzeugnisses fehlte mir noch die erforderliche Alleinfahrt. So wurden die dafür überflüssig gewordenen Mitfahrer am Ostabfall der Vogesen durch Zwischenlandung ausgebootet, und ich stieg erneut mit dem Gefühl eines nur auf sich angewiesenen Menschen zur Alleinfahrt auf. Der weitere Verlauf zeigte allerdings, daß ich auch noch auf andere Sterbliche angewiesen sein sollte. Ich segelte ganz gegen meine Wünsche direkten Weges der „douce France“ entgegen und überlegte gerade, ob ich als Alleinfahrer der „französischen Übermacht“ bei der Landung wohl gewachsen sein würde, als das über die Vogesenwälder schleifende Schleppseil plötzlich mein Geschick in die Hand nahm, indem es sich mit einem heftigen Ruck an einer starken Kiefer festklemmte. Alle Versuche, durch Ziehen, Ausgabe von Ballast und ruhiges Zuwarten loszukommen, mißlangen, so daß ich ausreichend Zeit hatte, die bei dem herrschenden Wind recht eindringlich demonstrierten Annehmlichkeiten eines Fesselballons gründlich kennenzulernen. Schließlich hatte der Himmel ein Einsehen, indem er einen

elsässischen Förster des Wegs schickte, der nach abermals vergeblichen Versuchen, das Seil unter Hilfe der beigehten Leute durch Kletterkünste loszubringen, den heroischen Entschluß faßte, den ärarischen Baum fällen zu lassen. Das Befreiungsmanöver glückte, und ich stieg, inzwischen natürlich durch die vorhergegangene Ballastabgabe erheblich erleichtert, erneut zu schwindelnden Höhen empor. Als ich einen kleinen Luftkurort vor mir sah, kam mir mit der Erkenntnis der nahen französischen Grenze der erleuchtete Gedanke, daß die vorschrittmäßige Dauer der Alleinfahrt durch meine unfreiwillige Haft inzwischen weit überschritten sei, ich also auf eine Weiterfahrt nach Frankreich ohne Sorgen um mein Führerzeugnis verzichten könne. Gedacht, getan. Ein energischer Ventilzug brachte mich schnell in tiefere Regionen, und als ich bei dem heftigen Winde angesichts der nahen Grenze trotzdem fürchten mußte, eine unbeabsichtigte Grenzüberschreitung zu machen, setzte ich einen ebenso kräftigen Zug an der Reißleine hinzu mit dem Erfolg, daß ich verhältnismäßig sanft — auf dem Dach einer Scheune in der Umgebung eines freundlichen Dörfchens „landete“.

Autofahrten.

Die Bäume haben es mir auch sonst angetan. Als ich — welche Clubgenossen dabei waren, weiß ich nicht mehr — einmal mit meinem Wagen unterwegs war, lockte uns ein Berg im Taunus zum sommerlichen Sonnenbad. Wir fuhren durch wundervollen Buchenwald einen Weg bergauf, der immer kümmerlicher wurde und schließlich als solcher kaum noch zu erkennen war. Ein Versuch zu wenden führte zum seitlichen Abrutschen des Wagens auf dem glitschigen Laub des schräggeneigten Waldbodens, und ich fing durch unfreiwilliges „Schlittenfahren“ zwei Bäume so geschickt zwischen den talwärts stehenden Rädern meines Wagens, daß wir rettungslos festsäßen. Nachdem diese Tatsache unzweifelhaft feststand, wurde im nächsten Dorf Hilfe gesucht. Trotzdem es in beträchtlicher Entfernung lag, glich der Schauplatz unseres mißglückten Sonnenbades binnen kurzem dem Bild eines aufgestörten Ameisenhaufens oder einer in belebter Gegend erfolgten Ballonlandung. Nach vergeblichen Versuchen, den Wagen mit Hilfe von Gespannen aus seiner Gefangenschaft zu befreien, wurde auch hier schließlich der Wald geopfert, wobei drei prächtige Buchen daran glauben mußten. Für die zeitraubenden, mühevollen und zahlreiche Menschen beschäftigenden Rettungsarbeiten liquidierte der Bürgermeister des Dorfes alsdann die Summe von — 3 Mk. Ich war darüber tief erschüttert und hätte fast noch gefragt, ob ich dann wenigstens die drei Buchenstämme mitnehmen dürfte.

Bei meiner ersten größeren Autotour im Jahre 1912 war der Club ebenfalls, wenn auch ursprünglich unbeabsichtigt, vertreten. Ich hatte kaum mein Führerexamen gemacht, bei dem man übrigens nicht viel mehr zu wissen brauchte, als wo vorn und hinten am Wagen ist, da wurde schon eine Fernfahrt nach Südfrankreich beschlossen. Als Probefahrt sozusagen wurde ein Ausflug nach Lahr gemacht, wobei die beiden für die französische Unternehmung interessierten Kollegen mich auf Herz und Nieren zu prüfen gedachten. Auf der Rückfahrt nahm ich eine mir noch unbekannt S-Kurve reichlich scharf, so daß die Insassen die starke, zuerst nach links, dann nach rechts wirkende zentrifugale Kraft des Wagens zu spüren bekamen. Schon am selben Abend ließ mich der eine der beiden wissen, daß er „in Rücksicht auf die zu erwartenden Kosten“ doch lieber nicht mit nach Frankreich fahren wolle. Der andere ließ überhaupt nichts mehr von sich hören, so daß ich ihn der Sicherheit wegen tags vor der geplanten Abfahrt noch einmal anrief. Er sei erkältet, lautete die unter kunstvollem Räuspern erteilte Antwort, und müsse daher leider, um Schlimmeres zu verhüten, auf die Teilnahme an der Autotour verzichten. Da faßte mich ein heiliger Zorn. Ich machte mich auf, um einzuladen, wer Lust hatte, die schöne Welt im Auto mit mir kennenzulernen. Villinger und Meyer waren sofort bereit, und fahrplanmäßig ging es los. Ein Hund und etliches Federvieh haben auf der Fahrt allerdings daran glauben müssen, aber die Mitfahrer sind trotz meiner bescheidenen Fahrkünste heil wieder nach Hause gekommen. Schönste Fahrteindrücke in deutscher, französischer, italienischer und österreichischer Landschaft, netteste Stunden beschaulicher Rast und heiterste Situationen bedenklicher Autopannen wechselten in bunter Folge miteinander ab. Die italienische Grenze wurde uns trotz fehlenden Triptiks durch das dem Zöllner gegebene Versprechen geöffnet, daß wir ihm nach der Heimkehr deutsche Briefmarken schicken würden — er wartet heute noch. An der Riviera sahen wir uns an einer der vielen, kurzgeschwungenen Kurven plötzlich inmitten einer Eselsherde, aus der ein Tier kurz entschlossen seitwärts in den Wagen hineinsprang und unfreiwillig auf dem Hintersitz mitfuhr. Augenzeugen berichten, daß man — ob infolge Fahrgeschwindigkeit oder Ähnlichkeit, ist mir nicht mehr innerlich — die beiden hinteren Fahrtgenossen kaum voneinander habe unterscheiden können. In Alexandria ging uns dann zum erstenmal der Nervus rerum aus; um die telegraphisch dorthin bestellte Geldsumme ausgezahlt zu bekommen, mußte ich mir nach den in Italien geltenden Bestimmungen trotz vorschrittmäßigen Ausweises auf eine Stunde ein Zimmer mieten, damit der zugehörige „Padrone“ bestätigen

konnte, daß er mich als einen ehrlichen Menschen kenne. Durch die Lombardei fuhren wir infolge einer Überschwemmung bis an die Achsen im Wasser, so daß der Motor sich in eine zentimeterdicke, steinharte Dreckkruste einkapselte und dann auf der Paßhöhe von Cadine und Trient den vorher schon mehrfach vorübergehend verweigerten Dienst endgültig einstellte. Nachdem wir ohne Motor gerade noch bis vor die Trientiner Garage gerollt waren, wurde ausgiebig repariert und die 61 km betragende Strecke nach Bozen infolge erneuten Versagens des Magneten in — einem vollen Tage zurückgelegt! Es mußte also wiederum ein Reparaturtag eingelegt werden, wozu sich Bozen um so besser zu eignen schien, als dort ein alter Onkel von mir wohnte — Villinger taufte ihn wegen seines wallenden Haupthaars und des genius loci „Walter von der Vogelweide“ —, der mit der Auffüllung unserer, durch die immer weiter ausgedehnte Reise völlig erschöpften Fahrkasse erfolgreich betraut wurde. Dann ging es mit frisch poliertem Magneten über den Brenner nach Deutschland hinein. In der Gegend von Konstanz, wohin wir noch einen Abstecher machten, hatten wir dann ein sonderbares Erlebnis. Eine Kuhherde flüchtete vor uns in gestrecktem Galopp, ohne selbst jedoch die Straße dabei zu verlassen, so daß ein reguläres, sicher einzigartiges Wettrennen zwischen Wagen und Kühen entstand. Dabei ging die linke vordere Laterne durch Karambolage mit einem der wild gewordenen Kuhschwänze zu Verlust. Als wir dann abends mit dem Dämmerlicht der noch verbleibenden zweiten Laterne denselben Weg zurückfuhren, da sahen wir plötzlich auf einer seitwärts liegenden Weide einen hellen Schein. Als wir näher kamen, erkannten wir zu unserem größten Erstaunen, daß die Kuh von vorher auf stolz erhobenem Schwanz meine verloren gegangene und hell strahlende Azetylenlaterne trug! Dies einwandfrei beobachtete Naturereignis ist wegen seiner überaus großen Seltenheit von kunstverständiger Hand auf einer seidnen Fahne, die noch heute in meinem Besitz ist, zu ewigem Andenken festgehalten worden. Zum Schluß unserer langen, schönen und ereignisreichen Fahrt sind wir dann noch in einer großen Nordschleife über den Schwarzwald, wo wir in Schramberg eine für manchen Clubgenossen vielleicht bedeutungsvolle Rast machten, nach Freiburg zurückgefahren.

Bergfahrten.

Wenn ich die Erinnerung an meine zahlreichen Bergfahrten durch Fels und Eis auf heitere Erlebnisse überprüfe, so will mir nicht recht viel einfallen. Das liegt wohl darin begründet, daß die Bezwingung der Bergriesen einem nicht so

viel Zeit und Beschaulichkeit läßt wie der Sport im Auto und im Freiballon.

Meine ersten Lehren im Felsklettern erhielt ich durch Professor Paulcke vom A.S.C.M. an dem nach ihm benannten, jedem Freiburger wohlbekannten Turm im Höllental. Er war als erster heraufgegangen, hatte seine Frau am Seil nachklettern lassen und wollte nun den prall mit Schätzen aller Art gefüllten Rucksack aufseilen. Ehe ich selbst an die Reihe kam, sollte ich die Anseilung des Rucksackes, die mir zuvor eingehend expliziert war, vornehmen, was geschah. Schon war die kostbare Last nahe dem Gipfel, als sie sich vom Seil löste, unter mehrfachem Aufschlagen abstürzte und mit weit hörbarem Krach dicht neben mir aufschlug. Statt eines Segenswunsches über meine glückliche Errettung vom Tode durch den Rucksack oder vom Tode durch eigenen Absturz an Stelle des Rucksackes traf mich von obenher ein Donnerwetter von Vorwürfen, die an Deutlichkeit zunahmen, als die Besichtigung der Strecke zeigte, daß Schokolade, Koteletten, Butter, Brot, Wein, Kirschen und ein photographischer Apparat in ein wüstes Durcheinander geraten waren, das weder zum Essen noch zum Photographieren zu brauchen war. Nachdem ich aber einwandfrei festgestellt hatte, daß der vorschriftsmäßig geschlungene Seilknoten noch ungelöst, die altersschwache Rucksackschnur dagegen in mehrere Teile zerborsten war, da fühlte ich mich trotz meiner Anfängertour als der sportlich Überlegenere, sammelte die noch brauchbaren Überreste, „leitete“ die nunmehr störungslos erfolgende zweite Aufseilung des wesentlich kleiner gewordenen Rucksackes und kletterte dann selbst als letzter hinterdrein. Daß ich dabei die Hangeltraverse mit den Füßen anstatt mit den Händen anging, hat Friede und Freude des oben eingenommenen, um einige Gänge verkürzten Mahles nicht beeinträchtigt.

Von allen meinen Bergfahrten durch die Felsstürme der Dolomiten, die Schneegipfel der Schweiz und Tirols drängen die gewaltigen Eindrücke der schwer bezwungenen Berge alle andern Erinnerungen zurück. Ein Tag nur hat sich mir eingepreßt, an dem die harte Arbeit des von Professor Liefmann sonst mit zähem Zielbewußtsein durchgeführten Programmes für uns zu einem milden Spaziergang auf die Regensburger Hütte wurde: sein Magendarmtraktus war nämlich durch einen Diätfehler inkontinent geworden, so daß wir immer wieder Muße hatten, zu rasten und ohne ihn die Aussicht zu genießen. Für den am andern Tag bestiegenen Fermedatum benötigte er allerdings keine Gefechtpausen mehr, so daß Schulze und ich kaum folgen konnten.

Ein anderes Mal habe dafür ich die Nachsicht meiner Begleiter stark in Anspruch nehmen müssen. Wir übten eifrig

am Battert oberhalb von Baden-Baden, um uns für Vajolettürme, Fünffingerspitze und andere Größen unter den Felsbergen zu wappnen. Es war im Kamin am sog. Saß Maor. Ich stieg voraus und war gerade im Begriff, mich mit einem kühnen Schwung über den oben im Kamin verklemmten, überhängenden Stein zu stemmen, als sich mir der rechte Arm im Schultergelenk auskugelte. Guter Rat war teuer, da ich mit der mir verbliebenen linken Vorderhand weder vor- noch rückwärts zu klettern vermochte. Professor Liefmann rettete die prekäre Lage, indem er nachkletterte, direkt unter mir in gesicherte Stellung ging und mich dann auf seine beiden Schultern treten ließ, um so, mit mir sanft beschwert, den Abstieg zu machen. Das war sicherlich nicht nur ein treuer Dienst, sondern auch eine gute Leistung.

Skifahrten.

Den Grund zu meiner Schulterluxation hatte ich schon früher bei einer mit Schmuckert unternommenen Neujahrs-Skifahrt auf den Gotthard gelegt. Unsere hochfahrenden Pläne, die umliegenden Gipfel zu besteigen, wurden zwar nicht zu Wasser, aber zu Nebel. So mußten wir uns damit begnügen, in Sicht des Hospizes zu bleiben und an den Hängen zu üben. Meine durch den Nebel getrübe Urteilsfähigkeit sah dort eine steile Abfahrt, wo in Wirklichkeit die zugefrorene, schneeüberdeckte und nach den Naturgesetzen horizontal verlaufende Seefläche war. Schon lag ich mit entsprechender Fahrt auf der Nase und streckte den erstmalig ausgekugelten Arm nach hinten. Ich danke es noch heute meinem Schöpfer, daß er mir Schmuckert als Fahrtgenossen mitgegeben hatte; sonst hätte man mich auf einem Hundeschlitten talwärts bringen müssen, da ich natürlich völlig gefechtsunfähig war. Trotzdem bin ich angesichts seiner zu Armeinrenkungen wenig ermutigenden Hals-, Nasen- und Ohrentätigkeit nicht gerade vertrauensvoll in seine Behandlung gegangen; er betätigte aber die Erinnerung an seine chirurgische Lehrzeit mit durchaus gutem Erfolg, so daß wir uns im Anschluß daran den nach dem Kalender fälligen Sylvesterschwips (ich benötigte ihn außerdem dringend wegen meiner Schmerzen) in bester Stimmung geholt haben. Anderntags kam allerdings als wenig erfreuliches Nachspiel für mich eine mit bandagiertem Arm durchgeführte, völlig vereiste Abfahrt nach Airolo.

Das Skifahren besteht bekanntermaßen aus einer nie abreißenden Reihe von gekannten und ungekannten Gefahren, von denen man meistens aber erst nachher Kenntnis bekommt. Das erfuhren Kohl, Hesse und ich bei einem Übergang von Arosa über die Maienfelder Furka nach Davos. Im Vertrauen

auf die wohlgemeinten Ratschläge eines Apothekers von Arosa (er war übrigens alter Freiburger) begannen wir unsern Aufstieg, ohne zu merken, daß alle für Lawinen erforderlichen Vorbedingungen — Neuschnee, steiler Hang, Südlage und Sonnenwirkung — erfüllt waren. So war es reines Glück, daß wir uns noch auf einem latschenbestandenen Hang befanden, als von der just vor uns liegenden großen freien Schneefläche, die wir etwa eine Minute später betreten hätten, eine gewaltige Lawine mit donnerähnlichem Krachen zu Tal ging. Während wir uns, die Richtung ändernd, ohne Skier mühsam zwischen den Latschen aufwärts arbeiteten, begannen die Glocken im Tal zu läuten, und schon kurze Zeit später sahen wir die wackeren Einwohner von Arosa in langem Gänsemarsch mit Stangen, Leitern, Schaufeln und Hacken auf unserer Spur ausrücken, um uns zu „retten“. Da wir uns aber schon durchaus gerettet fühlten, außerdem unsere feierliche Einholung durch die Rettungsexpedition und das unweigerlich damit verbundene Freibier für die Retter als wenig erstrebenswert betrachteten, so wurden unsere Anstrengungen vorwärtszukommen dadurch nur noch mehr angespornt, was auf der andern Seite wiederum verzweifelte Zurufe — „Umkehren! Lawinengefahr!“ — veranlaßte. Als wir endlich nach vielen Mühen die Höhe gewonnen hatten, wurde angesichts der nunmehr resigniert umkehrenden Rettungsexpedition ein solennes „Lawinenfrühstück“ eingenommen. Unter dem Eindruck der glücklich bestandenen Gefahr wurden begreiflicherweise allen, nur irgendwie an diesem Tag in Funktion getretenen Gegenständen der Ehrentitel: Lawinenbrot, Lawinenwurst, Lawinenhose usw. verliehen. Natürlich haben wir nicht versäumt, unserem Apotheker, dem wir so viel verdankten, nach Abschluß der wundervollen, langen Abfahrt von Davos aus telephonisch einige wirklich freundliche Worte für die wohlgemeinte Lebensrettung zu sagen.

Nur ganz kurz will ich erwähnen, daß ich auch erfolgreich Skijöring betrieben habe. Der Erfolg bestand darin, daß ich — es war zwischen St. Moritz und Campfer; Schmuckert war mit von der Partie — eine beträchtliche Strecke des für diese heitere Abart des Skilaufs bestimmten Weges auf dem Bauche hinter dem wild gewordenen Roß Schlitten fuhr, bis ich es vorzog, auf die weitere Gefolgschaft des mutigen Tieres zu verzichten und den noch vor mir liegenden, größeren Teil der reizvoll gedachten Tour mit eigener Kraft zurückzulegen. Da der Gaul wesentlich vor mir im Stall anlangte, so habe ich keinen Preis bekommen. Preise für Skilaufen sind mir übrigens auch später nicht beschieden gewesen. Ich habe mich erst in verhältnismäßig späten Jahren auf die Brettel stellen können, in Jahren, wo ich nicht nur

ungeschickter und steifer, sondern wegen der Berufsarbeit auch abgekämpfter als die wesentlich jüngeren Clubgenossen war. Das Skilaufen ist mir daher über viele Jahre meiner Clubzugehörigkeit mehr ein stümperhaftes Stolpern als ein eleganter Sport gewesen. Wenn ich in jener Zeit Tag und Nacht Kinder zur Welt brachte, so durfte ich es wohl als mein gutes Recht ansehen, Steilabfahrten durch Steilpurzeln zu ersetzen, soweit Kraft und Können zu dem im Club üblichen Stil nicht ausreichten. Ich weiß noch heute, wie tief und zahlreich die Löcher waren, die ich bei meiner ersten Abfahrt über den Toten Mann gefallen habe, und welche ungeteilte Bewunderung („Elefanten-Badewannen“) sie fanden, als ich, inzwischen dem Akademischen Skiclub angehörend, am nächsten Sonntag mit Schleip und Schottelius gemeinsam den gleichen Weg abfuhr. Erst mit der Zeit habe ich mir eine elegantere Form des Fallens angewöhnen können. Die Jahre allerdings, in denen ich trotz durchaus mangelhafter Grundlagen bierehrlich große alpine Skitouren mitmachte, sind jetzt wohl dahin; Zeit- und Schneemangel, vielleicht auch das beginnende Greisenalter (Adipositas!) ergänzen sich ad libitum als Hinderungsgründe zünftiger Skitouren. Ich fühle mich dabei aber in durchaus guter Gesellschaft. Auch Hesse, der in jungen Jahren einen wohlgefüllten Kabinenkoffer im Rucksack von der Hütte nach Todtnauberg trug, um auf dem damaligen Skikurs gentlemanlike auftreten zu können, mußte in späteren Zeiten die oberen Knöpfe seiner Skihose offen lassen, wenn er zum Schneeschuhlaufen in den Schwarzwald kam. Inzwischen soll er das Skilaufen ganz haben aufgeben müssen, weil auch die übrigen Knöpfe nicht mehr reichen. Ich habe in diesem Jahre immerhin noch die Schmittenhöhe (1968 m) mit der Drahtseilbahn und den Mauerkogel (2074 m) mit Skiern „gemacht“. Sic transit gloria mundi.



Finis!